

# SCHLESISIEN

2511  
Bibliothek  
Techn. Hochsch. Breslau

JULI / AUGUST 1940





# SCHLESIEN

ZEITSCHRIFT FÜR DEN GESAMTSCHLESISCHEN RAUM  
HERAUSGEBER: DER LANDESHAUPTMANN

2. JAHRG. · JULI/AUGUST 1940 · FOLGE 7/8

STÄNDIGE MITARBEITER: PROF. DR. HERMANN AUBIN · DR. FRITZ ARLT · DR. ERNST BIRKE · DR. HANS-WERNER FISCHER · OBERBÜRGERMEISTER DR. HANS FRIDRICH · DR. FRITZ GESCHWENDT  
PROV.-KONSERVATOR PROF. DR. GÜNTHER GRUNDMANN  
LANDESLEITER ALFRED HARTLIEB · LANDESRAT GEORG KATE · DIREKTOR VICTOR KAUDER · DR. WERNER KUDLICH  
PROF. DR. WALTER KUHN · GAUOBMANN JULIUS MERZ  
OBERBÜRGERMEISTER WALTHER SCHMIEDING · SCHULRAT KARL SCHODROK · GENERALDIREKTOR GEORG SIEFEN  
HERMANN STEHR · KUNSTHISTORIKER BERNHARD STEPHAN

## INHALT

Schöne Oder . . . . .	138
CHRISTOF KRUMBHERNER: Carolath . . . . .	141
HANS NIEKRAWIETZ: Der Sandschiffer . . . . .	147
STEFAN STURM: Verliebte Oderfahrt . . . . .	148
PROF. DR. KARL BEGER: Die Grundlagen einer großschlesischen Wasserwirtschaft . . . . .	153
ARNOLD ULITZ: Heimkehr . . . . .	161
ENGELHARDT KYFFHÄUSER: Der große Treck . . . . .	162
Berichte . . . . .	164

UMSCHLAG-ZEICHNUNG UND KARTE (SCHLESISIENS  
LAGE IM ODERGEBIET): GEORG MÜLLER

# GERTRUD STAATS

Auf eine größere Perspektive hin betrachtet, ist die Oststudie, wie sie Gertrud Staats gepflegt hat, so recht ein Erzeugnis des 19. Jahrhunderts. Nicht daß sie zum ersten Male in dieser Zeit aufgetreten wäre. Mit der Ablösung von den mittelalterlichen Werkgewohnheiten, die das Gemälde gewissermaßen Stück für Stück aufbauten, und mit dem Übergang zu neuen Werkstattgebräuchen, die von einem führenden Meister zunächst eine sichtbare, für die Schüler brauchbare Konzeption des Ganzen in Zeichnung, Form und Farbe verlangten, war für die Oststudie der gegebene Moment gekommen. Kein Geringerer als P. P. Rubens war es, der von ihr so weitgehend Gebrauch machte, wie kaum jemand vor ihm. Allerdings sind es keine Naturstudien, sondern Entwürfe im strengem Sinne des Wortes: Erste fixierte Ideen, in malerische Formen gebrachte Gedanken über ein Auftrags-thema, oft mit dem Zweck, dem Auftraggeber vorgelegt zu werden, um ihn über die bildnerische Gestaltung des Themas zu informieren. Das blieb auch lange nach Rubens so und wurde im 18. Jahrhundert kaum anders gehandhabt. Mit den gewaltigen Umwälzungen am Ende des 18. Jahrhunderts entstanden auch notwendigerweise für die Kunst, in unserem Falle für die Malerei, andere Voraussetzungen. Für die Romantik und den Klassizismus hatte die Oststudie im Sinne der früheren Zeiten keine Bedeutung mehr. An ihre Stelle tritt der Karton nach Art der Renaissance oder die Vorzeichnung nach den Werkgewohnheiten des Mittelalters. Es ist kein Zufall, daß wir von C. D. Friedrich keine Oststudien besitzen, die als fertige Entwürfe zum Übertragen in Bilder geeignet waren. Seine in zahlreichen Zeichnungen niedergelegte Anschauung von den einzelnen Landschaftsmotiven wurde in Gemälde umgesetzt in eine große allgemeine Vorstellung von der Landschaft überhaupt.

Erst mit einer neuen Generation ändert sich auch der Arbeitsvorgang in der Entstehung des Bildes. Die zeichnerische Vorbereitung mit ihren festen Umrissen und plastischen Formen wird ersetzt durch die »malende« Pinfelschrift mit ihrer Betonung der Farb- und Lichtwerte und Auflösung der Formenfestigkeit. Die Oststudie trat wieder in ihre Funktion, schon bei dem noch romantischen Clausen Christian Dahl in Dresden, ferner bei dem von ihm stark beeindruckten Karl Blechen, in reichem Maße bei Adolf Menzel und in Schlesien ist es Adolf Dreßler, dessen Oststudien ganze Mappen in der graphischen Sammlung unseres Museums füllen, in gleicher Weise arbeitete seine Schülerin Gertrud Staats. Die Oststudie entsteht im Freien vor der Natur, ein geschichtlich ganz neuer Vorgang in der künstlerischen Arbeitsweise, der selbst in der holländischen Malerei des 17. Jahrhunderts nicht zu beobachten ist. Er ist zugleich ein Gradmesser für die Stärke des Realismus, der nach der Romantik einsetzte. Mit anderen Worten: Während die romantischen Maler ihre in Skizzen aller Art festgelegte Anschauung innerhalb des Arbeitsvorganges immer mehr zurückdrängten zugunsten einer erweiterten Vorstellung, die das fertige Bild beherrschte, setzt jetzt das umgekehrte Bemühen ein, die mit Pinsel und Palette vor der Natur gewonnene, in Oststudien niedergelegte Anschauung möglichst unverändert und unmittelbar in das Bild zu übernehmen. Aus der beherrschenden Stellung der realistischen Anschauung im künstlerischen Schaffen erklärt sich auch die außerordentliche Mannigfaltigkeit der Motive. Jetzt begann das Suchen nach Motiven mit Palette und Staffelei. Diesem Umstand verdanken wir bei Gertrud Staats eine ganz neue Veranschaulichung des schlesischen Landes. Zwar sind es nicht die bekannten romantischen Motive, die beliebten Ausflugsziele, sondern das anonyme Land mit seinen Kiefern am Hohlweg, einer Waldlichtung bei Skarsine, einem Feldweg bei Oberrigh, totem Wasser an der Oder. Es sind stille Winkel, intime Ausschnitte, in denen aber das Typische der Landschaft voll zum Ausdruck kommt. Nicht zuletzt trägt dazu die malerische Intensität bei, mit der die Dinge erfaßt sind. Bildmäßige Geschlossenheit, skizzenhafte Andeutung verbindet sich mit Vielzahl der Mittel: pastose Flecken, so daß die Wasserrosen wie Schaumköpfe wirken, stehen neben feinen Lafuren, Striche des Pinfelstockes neben breiten Spachtelflächen. Eine reiche Skala von blauen und violetten Tönen im Wasser und von Grün in den Sumpfgäsern und im Wald, aus dessen verblauendem Dunkel ein letztes abendliches Rot der Stämme herausblüht, baut sich auf. Kurzum, in meisterhafter geistreicher Beherrschung verdichtet sich alles zu einem überaus lebendigen Gesamteindruck eines Stückes Schlesien, der es verstehen läßt, wenn wir feststellen: Es sind ihre schönsten »Bilder«, diese Oststudien der Gertrud Staats und ihre Bilder sind am schönsten, je mehr sie diesen Oststudien gleichen.

C. Müller-Hoffede.



GERTRUD STAATS: „STILLES WASSER AN DER ODER“, ÖLSKIZZE  
IM BESITZ DES SCHLESISCHEN MUSEUMS DER BILDENDEN KUNSTE, Breslau

# Schöne Oder

**Z**um unerschöpflichen Reichtum deutscher Landschaftsbilder gehören seine Ströme und Flüsse. Glitzernd spielen ihre Wellen zu Tal an Bergen vorüber, still ziehen ihre Fluten durch die Wälder an ihren Ufern und vorbei an Wiesenfluren; prächtig strömende Flüsse nehmen ihren Lauf durch geeignete Felder. Städte breiten sich an Deutschlands Strömen mit ragenden Türmen und prächtigen Bauwerken. Es gibt deutsche Ströme und Flüsse, die in der Schönheit ihrer Landschaftsbilder zum unumstößlichen Begriff geworden sind: Der freie Deutsche Rhein mit seinen Bergen und Burgen, die breite Donau, an der die Nibelungen hinabzogen, das Landschaftsbild der Wachau läßt deutsche Geschichte lebendig werden und vermählt sich mit der Schönheit seiner Naturformen. Im Herzen Deutschlands fließt der stille Fluß, von dem das Volklied singt: »An der Saale hellem Strande« und durch das Westfalenland strömt die Weser mit ihren Bergen, auf denen die Buchen grünen und da man hinausschaut ins tiefe Tal auf Wehr und glitzernde Wellen.

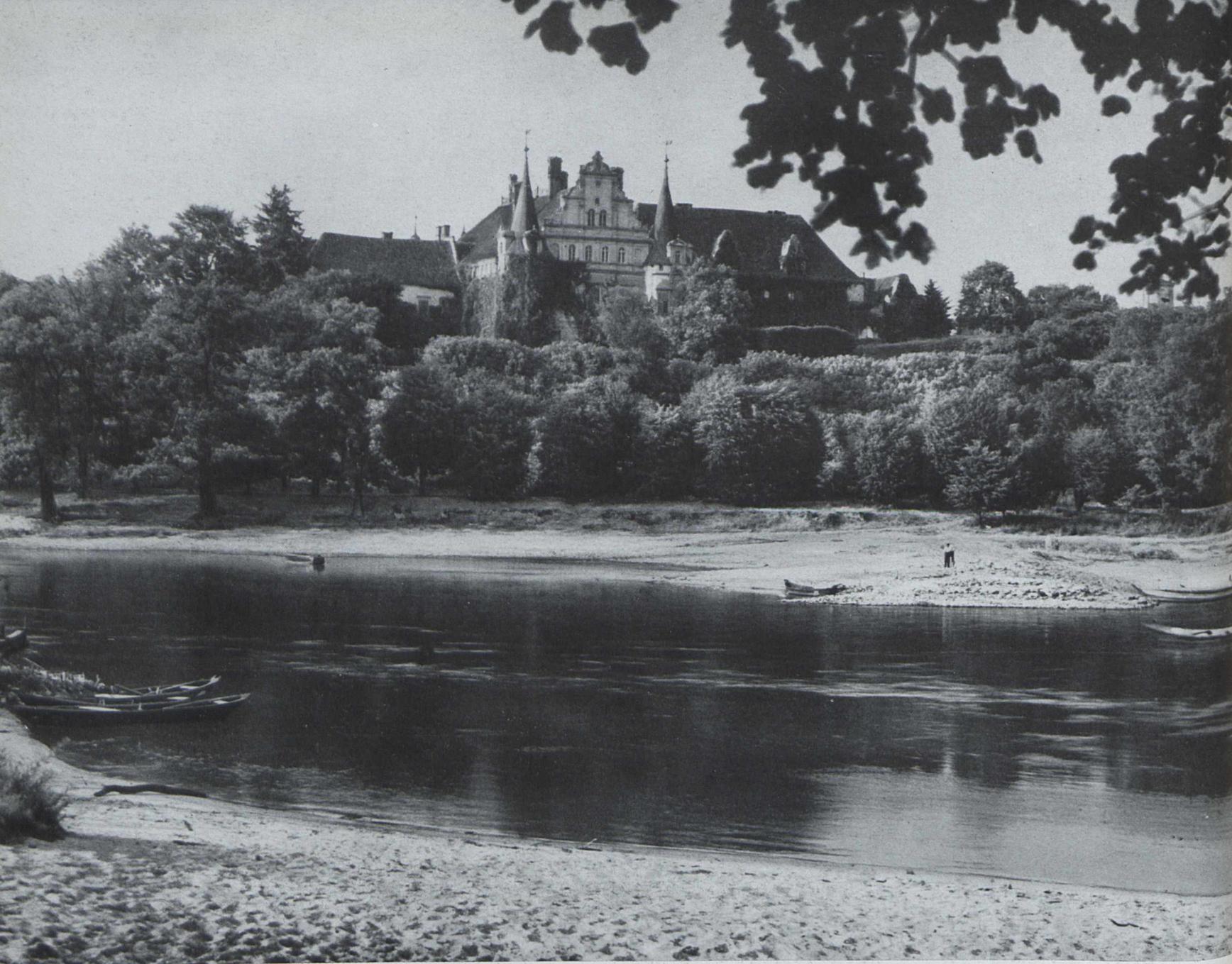
Vom unbekanntem Strome Deutschlands wollen wir sprechen, von der Oder, dem Strome des deutschen Ostens. Von ihm kündigt kein Lied, das über die Grenzen Ostdeutschlands hinausklingt. Es mag vielleicht ein Zauber in seinem Unbekanntsein liegen, aber auch eine Versäumnis, denn unser großes Vaterland, das ganze Deutschland, so weit die deutsche Zunge klingt, soll sich eines jedes einzelnen, seiner vielen, vielen Werte immer aufs neue bewußt werden, soll sie hegen und halten als ein unschätzbares Vermächtnis, als ein Geschenk der Vorsehung.

So ist auch der Strom, der unsere Heimat durchfließt, die Oder, wert, daß auch ihr einmal ein Lied gesungen werde, das seine große unbekanntete Schönheit kündigt. Die Dichter unserer schlesischen Heimat haben sie besungen aus vollem Herzen und tiefem Erkennen, aber erst dann wird das Lied von der Oder über ihre Landschaft hinaus tönen, wenn es zum Volklied wird. Vielleicht kommt noch einmal die Zeit, da der Oder dieses Volklied gefunden wird. Die wir in ihrem Tale wohnen, oder vielleicht an ihrem Laufe aufgewachsen sind und alt wurden, wir sollten durch den Wechsel der Jahreszeiten ein Leben lang aus diesem Füllhorn der Freude trinken, das uns der Strom unserer Heimat reicht, betrachten sollten wir immer aufs neue wieder sein Wesen, seine Eigenart und seine große unbekanntete Schönheit. Ein Merkmal seines Wesens zeichnet den Strom des deutschen Ostens vor allen anderen des großdeutschen Vaterlandes aus: Er ist unter seinen vielen Brüdern und Schwestern das naturhafteste Kind. Sein Antlitz ist jung geblieben, auch wenn tausendjährige Städte mit ihren Domen und Dächern an seinen Ufern ragen und Schlösser sich in seinen Fluten spiegeln, die Jahrhunderte fahen. Die ewige Jugend dieses Oderstromes schwingt in den Wipfeln seiner Wälder. Kein einziger

deutscher Strom wird so getreulich vom deutschen Walde begleitet, wie die Oder. Und Welch ein Wald breitet sich an seinen Ufern aus! Es liegt ein eigener, in deutschen Landen eben immer noch unbekannter Zauber in dem Begriff der Oderwälder. Das Wahrzeichen deutscher Kraft und Stärke, die Eiche, ist ihr Hauptbestand. Zu der prangenden Pracht ihrer Wipfel gesellt sich die ganze große Fülle deutscher Laubwälder. Die schwankende Weide und die mächtig sich breitende Schwarzpappel, die hohe Ulme und die liebliche Linde, die Erle und die Rüster, die zarte Birke, der zierliche Maßholder und in der Maienzeit die Fülle der blühenden wilden Birn- und Apfelbäume im Grün des Auwaldes. Und wenn hin und wieder in der Talau der Oder Kiefern aufragen, die wir sonst nur als öde Massenanzpflanzungen zu kennen gewohnt sind, dann steht vor uns im Abendsonnenschein eines der schönsten Gebilde der deutschen Baumwelt mit dem hohen Stamm, der wie helles Kupfer leuchtet, und mit der dunkelgrünen schwankenden Krone, die ihre Nachbarn weit überragt.

Die Sonne und die Oder, das sind die rechten Gefährten. Wenn ihre Strahlen über die klaren Fluten leuchten und auf dem weißen Sand ihrer Uferbänke brennen, wenn der Maienwald mit dem jungen Grün der Eichen vom hundertfachen Lied der Nachtigallen erklingt, dann wird die ewig junge naturhafte Schönheit der Oder dem überraschten Wasserwanderer als ein kostbares ungeahntes Geschenk dargebracht. Im beglückenden Wechsel dieser ewigen Naturschönheit ragen die Bilder aller der Werke von Menschenhand, aller der Wahrzeichen, die an ihren Strom im Laufe der Jahrhunderte gestellt wurden. Durch die prangenden Felder Oberschlesiens geht der Lauf der Oder vorbei am Annaberg. Das heilige Mahnmal der Toten grüßt die Stätte lebenserfüllter Arbeit im Tale. Es tauchen die Bilder malerischer Städte mit ihren gotischen Gotteshäusern an ihrem Ufer auf, es blicken die Bauten prächtiger Schlösser und des großen Stiftes Leubus, jener Keimzelle der deutschen Wiederbesiedlung Schlesiens, auf die Oder hernieder. Gerade an dieser Stelle tritt zum ersten Male ein Höhenzug hart an den Strom und formt ein Landschaftsbild von erhabener Schönheit im Wechsel von Wasser und Wald und ragenden Höhen. Und das wiederholt sich auf dem langen Lauf der Oder noch fünfmal. Gerade das wissen die wenigsten, die die Oder nur dem Namen nach kennen. Sie ist kein Tieflandfluß, der durch die großen Weiten des deutschen Ostens strömt, sie ist ein ewig junger Strom, den die liebliche Vielfältigkeit von Hügeln und Höhen, von Wäldern und Wiesen, von Dörfern, Städten, von Schlössern und Gotteshäusern grüßt. In diesem wunderfamen Wechsel durchströmt sie unsere Heimat, bis sie in mächtiger Breite durch die große Tiefebene der deutschen Ostsee zuströbt.





SCHLOSS CAROLATH AN DER ODER · AUFNAHME: ARCHIV



# CAROLATH

VON CHRISTOPH KRUMBHERNER

**L**andschaftsbilder deutscher Ströme prägen sich unserem Herzen als unveräußerlicher Besitz deutscher Art am tiefsten ein, wenn sie von Bauwerken einer großen und reichen Vergangenheit geschmückt sind und wenn an ihren Ufern die Geschichte lebendig wird. Wie Rhein und Saale unlöslich mit den Burgen auf ihren Bergen als Begriffe deutscher Landschaften verbunden sind, so der Oderstrom mit seinen Schlössern. Zu einem der großartigen schlesischen Renaissance-Schlösser wollen wir zur Sommerszeit wandern, nach Carolath an der Oder. Es ist eine der Stellen an dem langen Lauf dieses Stromes, an dem Höhenzüge an das Ufer herantreten. Soweit das Auge reicht, breitet sich der Oderwald aus, und in der Ferne blauen Hügel und Berge. Über die Wipfel des Oderwaldes aber ragen die Türme der alten Stadt Beuthen an der Oder.

Schloß Carolath muß erwandert werden am Ufer des Stromes entlang durch den Oderwald; sei es, daß man Beuthen, die materische Stadt, oder Neufalz, die ins Grün gebettete rege Industriestadt, zum Ausgangspunkte wählt. Mannigfaltig in immer verschiedenen Schönheiten erblüht diese Landschaft. Im Mai, wenn das junge Grün der Eichen im hellen Sonnenschein prangt, wenn der Hügel, auf dem sich das Schloß erhebt, ein einziges Meer von Fliederblüten ist, wenn die alten Kastanien ihre Kerzen angesteckt haben und die Apfelbäume an den Hängen der Höhen in ihrer weißrosa Blütenpracht stehen. Oder im Sommer, wenn das fatte Grün der Eichenwälder ein schützendes Dach über das dämmernde Waldinnere breitet, wenn die Sonne auf den weißen Sandbänken am Strome brennt, wenn auf den Oderwiesen die Büsche der Heckenrosen blühen und die Linden zu duften beginnen, dann ist der Weg nach Carolath wieder ein neues Erlebnis. Unbeschreiblich aber wirkt die Pracht dieser Landschaft, wenn im Herbst der schlesische Oderwald mit seinem vielfältigen Bestande in bunten Farben leuchtet und der wilde Wein, der am Schloß Carolath emporklimmt, festlichem Purpur gleich, das alte Bauwerk auschmückt.

Vom Schönaichdamm mit seinen Eichen, die Jahrhunderte sahen, sind wir, an gewaltigen Ziegelbalkonen vorüber, den Schloßberg hinaufgestiegen und stehen auf der steinernen Brücke, die mit merkwürdigen Figuren der Barockzeit geschmückt ist. Wir blicken auf das Torhaus von Carolath, das zu den reizvollsten Renaissance-Schöpfungen Schlesiens gehört. Das große Sandsteinportal trägt als Schmuck die gleiche Steinmetzarbeit, wie wir sie am Torhaufe zu Oels und auch an mehreren Breslauer Bürgerhäusern dieser Zeit finden. Dieser Anblick über die Barockfiguren hinweg auf das Bauwerk der Renaissance ist wesentlich für Schloß Carolath, ja er ist wesentlich für die ganze Fülle und das unbekümmerte Nebeneinander der großen Stilepochen in Schlesiens Baukunst überhaupt, denn wir werden noch sehen, wie beide Zeiten auch dieses alte

Haus ausgeschmückt haben. Durch zwei gewölbte Torbögen gelangen wir in den weiten viereckigen Schloßhof. Wir werfen nur einen Blick auf dieses große Geviert, denn von diesem zweiten Durchgang aus treten die Gäste in das alte Haus Carolath, das seit Jahrhunderten die Geschlechterfolgen einer schlesischen Sippe umhegt, die in ihrer Schlichtheit und Würde, in ihrer Liebe und Treue zur Heimat, zu den liebenswerten Erscheinungen dieses deutschen Gaus zählt.

Durch einen mit Geweihen und Gehörnen und den bekannten alten Jagddarstellungen von Riedinger ausgeschmückten Gang gelangt man zur ersten der großen Überraschungen dieses Hauses: es ist der Saal zu ebener Erde, ein heiterer festlicher Gartensaal, den die Renaissancezeit erbaute und der getragen wird von acht gekuppelten Säulenpaaren mit schönster Bildhauerarbeit dieser Zeit. Wie auf der Brücke zwei verschiedene Kunstepochen uns entgegen-traten, so wird unser Auge in diesem Raum von der gleichen Erscheinung überrascht und gefesselt. Die lebensfrohe Barockzeit hat die weite Halle über und über mit Darstellungen der antiken Götterwelt ausgemalt. Es ist kein bedeutender Meister gewesen, der die großzügigen Wandmalereien geschaffen hat, aber mit unbekümmerter Heiterkeit hat er im Plafond den ganzen Olymp an festlicher Tafel vereinigt, und in den schönen Mädchen- und Frauengestalten hat er ein Stück der schlesischen Heimat festgehalten, denn die launige Überlieferung berichtet, daß der Meister die schönsten Mädchen des Dorfes als Modell benützt hat. Der Stukkateur hat den Maler in der festlichen Ausgestaltung der Halle trefflich unterstützt, und selbst die Zeit des sterbenden Rokoko hat in einem Kamin und in einer Muschelgrotte unaufdringlich, aber doch eindrucksvoll, ihre vornehme Karte abgegeben.

Wir haben den heiter festlichen Empfangssaal, den alten Gartensaal zu ebener Erde, verlassen und sind zur Toreinfahrt zurückgegangen. Auf der anderen Seite wird uns eine kleine Tür aufgeschlossen, und wiederum nimmt uns eine neue Überraschung gefangen. Aus der Heiterkeit des Lebens sind wir in den Ernst des Ewigen getreten. Wir stehen in einem hohen Kirchenraum, in der alten Schloßkapelle, die in den edelsten Formen der Renaissance erbaut wurde. Zwei übereinanderliegende Emporen geben diesem hohen Kirchenraum seine bestimmende Note. Die Brüstungen dieser Emporen aber tragen noch ganz und gar im reichen Schmuck ihrer Steinmetzarbeiten gotische Formen. Also auch hier wiederum der unvermittelte Zusammenklang zweier großer Kunstepochen.

In Schloß Carolath reden im wahrsten Sinne des Wortes die Steine, und aus ihrer Sprache wird Geschichte lebendig. Da meldet die hohe altergraue steinerne Gedächtnistafel hinter dem niedrigen Altar die Kriegs- und Friedenstaten des Begründers dieses alten

Sippenbesitzes. Wir hören, daß Fabian von Schoenaich, Kaiser Karls V. Reitergeneral, den Sieg von Mühlberg an seine Feldzeichen geheftet hat – oben in der Waffenkammer wird das prächtige Schwert aufbewahrt, das der siegreiche Feldherr einem Herzog von Braunschweig-Lüneburg abnahm, als er ihn zum Gefangenen machte –, wir vernehmen, daß er seine im Kriegsdienst erworbenen reichen Mittel zum Ankauf von Ländereien benützt hat, die einst weite Landschaften Nord-Niederschlesiens bis zur Lausitz umfaßten.

Der Erbauer dieses Hauses aber war ein anderer; es war kein gewaltiger Kriegsmann, sondern ein unvergessener Förderer der Künste und Wissenschaften, ein treuer Diener des Staates und ein Mann von unbeflecklicher Gerechtigkeit: Freiherr Georg von Schoenaich. Das Vertrauen Kaiser Rudolfs II. hatte den evangelischen Freiherrn zum Kanzler des Landes Schlesiens berufen. Fürwahr, ein dornenvolles Amt in jenen bewegten Zeiten, in denen sich die Unwetter der großen Auseinandersetzung des kommenden Jahrhunderts am Horizont zusammenballten. Nicht umsonst hatte Georg von Schoenaich den Breslauer Stadthauptmann Valentin von Saebisch gebeten, um den Neubau seines Hauses mächtige Erdwälle und Befestigungen anzulegen, denn unsicher waren die Zeiten und dunkel lag die Zukunft der deutschen Lande vor dem feherischen Auge des Staatmannes. Ein schwächlicher, von Krankheit gepeinigter Körper beherbergte diesen umfassenden Geist; in den qualvollen Stunden seines Schmerzenslagers fand er in den Schriften Luthers und Melanchthons Quelle des Trostes und Befestigung der Überzeugung. In diesen Leidenszeiten reifte in ihm der Gedanke, eine hohe Schule zu gründen, in der der Geist der neuen Bewegung verkündet werden sollte. Was ein Trozendorf in Goldberg geschaffen hatte, das wollte Georg von Schoenaich fortführen und ausbauen. Die Briefe mit den führenden Geistern der Zeit gehen hin und her, und bald beginnen die Handwerker in der nahen Stadt Beuthen das Gebäude für diese hohe Schule zu errichten. Eine neue Zeit brach für die kleine stille Stadt an, gelehrte Männer waren in ihren Mauern eingezogen, Schlesiens Jugend strömte herbei, im Gymnasium Illustre zu Beuthen schrieb der junge Martin Opitz die Vorarbeit zu seinem bahnbrechenden Werk von der deutschen Poeterey.

Das alles zieht vor dem Auge des Freundes schlesischer Geschichte vorüber, wenn er in der Carolather Schloßkapelle auf die schlichte Bronzeplatte blickt, die vor dem Altar im Fußboden eingelassen ist und deren Inschrift besagt, daß darunter das Herz dieses seltenen Mannes ruht.

Die Stätten der Heimgegangenen haben uns in diesem alten weiträumigen Schloß viel zu erzählen. Wiederum wird eine schwere Eichentür aufgeschlossen, und aus der heiteren Ruhe dieses Renaissance-raumes treten wir in eine niedrige Grufthapelle, in der die Formen der Ewigkeit eine gewaltige Sprache reden. Die Wölbungen dieser Kapelle laufen in Parabeln, die kein Ende haben. Kleine, durch die tiefen Nischen nicht sichtbare Fensteröffnungen geben dem Raum ein sparsames Licht. Er ist ganz leer; nur in der Mitte erhebt sich ein Sarkophag aus grauem schlesischem Marmor in strengen Formen. Der Wappenkranz der Carolaths ist sein einziger Schmuck. Das ist die Grabstätte des letzten Fürsten Carolath, der in einem Mausoleum ruht, denn seine Kinder, die ihm nachfolgten, haben den Wunsch ausgesprochen, in freier Erde begraben zu sein. Auch diese Grabstätte birgt eine Erinnerung für Schlesiens in sich; ihr Schöpfer ist Hans Poelzig, der geniale Baumeister der großen Pergola an Breslaus Jahrhunderthalle.

Es ist etwas Erlösendes, aus dieser Stätte, in der die Majestät des Todes und der Ewigkeit regiert, durch die veröhnende Harmonie der alten Renaissancekapelle in die Wohnräume der Lebenden zurückzukehren. Der verwailte Arbeits- und Wohnraum des verstorbenen Fürsten Hans-Carl zu Carolath-Beuthen ist eines der Zimmer, das man in diesem Schlosse nicht vergißt. Sein schönster Schmuck sind die beiden rundbogigen Fenster, die von einer zierlichen Renaissancefäule getragen werden. Die Fenster haben keine Kreuze, ungehindert schweift der Blick durch die ganze Scheibe hinaus über das Odertal und über die Wipfel der Oderwälder. Es ist, als ob die Landschaft der Heimat täglich in diesem Hause zu Gast ist. Das, was wir von jenen Fenstern aus von ferne wahr-

nehmen, tritt uns näher, wenn wir in dem schmalen Terrassengarten zu jenem Aussichtspunkt gelangen, der zu den schönsten der schlesischen Oderlandschaft gehört: Unter uns der breite Strom, auf dem die Kähne zu Tal gleiten, zu beiden Seiten die Oderwälder, über den Wipfeln der Eichen die drei Türme der Stadt Beuthen und darüber in der Ferne die blauen Höhen des schlesischen Landrückens.

Wir schreiten durch den Bogen des Torhauses, blicken zu den kleinen Fenstern hinauf, hinter denen die unverfehrt erhaltene Bücherei des Schloßbauers, Georg von Schoenaichs, aufbewahrt wird, und wandern über den Schloßplatz mit seinen Eichen und Linden, die zur Erinnerung an die weltgeschichtlichen Ereignisse des neunzehnten und zwanzigsten Jahrhunderts gepflanzt sind, zum Dorfkirchlein mit seinem Kirchhof. Längst sind die Grabhügel verfunken, aber der Flieder grünt und blüht über den Gräbern. Dieser Kirchhof ist ein einziger Heckengarten aus Flieder. Am Ende dieses stillen Bezirkes ruht in einem Mausoleum der alte Soldat der Freiheitskriege, Fürst Heinrich, der Freund des deutschen Dichters Emanuel Geibel, der diesem Kunder deutschen Wesens lange Monate schönster Gastlichkeit geschenkt hat und ihm eine Freundschaft entgegenbrachte, wie sie nur zwischen gleichgestimmten deutschen Menschen walten kann. Durch eine Seitenpforte haben wir den umhegten Raum des Friedens verlassen und schreiten auf eine sanfte Anhöhe zu, auf deren Gipfeln sich der eigenartige Bau eines Aussichtsturmes, mit breitem, säulengehmücktem Rundgang erhebt. Die »Adelheidshöhe« mit den feinen Formen des Klassizismus ist ein Wahrzeichen der Carolather Landschaft. Von hier oben umfängt unser Auge noch einmal die ganze Schönheit des grünen Odertales mit seinen Wäldern und dem Kranz seiner Höhen in der Ferne. Von hier oben blicken wir herab auf die beiden Grabhügel, unter denen der 1934 verstorbene Fürst Hans-Carl und seine Schwester ruhen.

Fürwahr, Schloß Carolath und seine Umgebung sind nicht allein voll der Erinnerungen an deutsche Vergangenheit, Schloß Carolath und seine Landschaft ist ein Erdenfleck, der in seiner unwandelbaren Schönheit immer aufs neue wieder fühlende Menschen bewegen wird. So mancher schlesische Dichter hat dem Schloß an der Oder und seinen Wäldern glückliches Schaffen zu danken. Die Erinnerung an Carolath begleitet den schaffenden Menschen dieses Landes durch sein Leben, wie es einst Emanuel Geibel erging, als er, altgeworden, aus der Ferne jene Grübe nach Carolath fandte, in denen er sagte:

SCHLOSS UND GARTEN  
WILL SICH ZEIGEN  
UND AM STROM  
DER EICHENPFAD,  
UND DER WALD,  
AUF DESSEN STEIGEN  
OFT DIE MUSE  
ZU MIR TRAT





„WASSER, WALD UND WEIDE SIND DES SCHLESIERS FREUDE,  
WASSER, WIESE, WALD SEIN LIEBSTER AUFENTHALT“

HAUSINSCHRIFT AM RUHESITZ EINES ODERSCHIFFERS



AUFNAHME: KARL FRANZ KLOSE



# DER SANDSCHIFFER

Sein Leben lang schaufelte schon  
der Vater vom Odergrund körnigen Sand.  
Ach, Brüder, gering war sein Lohn  
und groß in der trockenen Kehle der Brand!  
Das weiß nur ein Sandschiffersohn.  
Der tut, wie der Alte getan,  
er ist kein verbürgerter, weichlicher Taps,  
dem fehlt noch kein einziger Zahn,  
der schuffet und säuft noch viel schärferen Schnaps  
und steht doch so fest wie sein Kahn.  
Er steht an der Bordwand und sticht  
den Handbagger tief in den kiesigen Grund  
und hängt mit dem vollen Gewicht  
des halbnackten Leibes am Stangenknauf und  
dreht Schaufel nach Schaufel ans Licht.  
Das Stromwasser klatscht an die Wand,  
und Nässe und Nebel umdunsten den Mann.  
Die Fluß springt fast über den Rand,  
doch immer noch häuft er und schaufelt er an  
den tiefenden, knirschenden Sand.  
Daneben sein Schichtkamerad  
setzt ab und entzündet die Pfeife wie er.  
Sein Schädel ist grau, und er hat  
vier Söhne, „die arbeiten nicht mehr so schwer“ —  
und wendet den Blick nach der Stadt.

# VERLIEBTE ODERFAHRT

V O N S T E F A N S T U R M

**A**m goldbraunen Sommerabend glitt das Boot aus dem Strom hinaus. Das Wasser glänzte und sprühte im tiefen Sonnenlicht, und die Ufer saßen das goldene Schimmern wie ein Brokatfaum ein. Das Boot trieb mitten in dies Lichtwunder hinein. Da war ein leichter Abendwind, der das Segel bauchte, vom Licht honiggelb angemalt stand es gegen den Himmel und zog lautlos, einer Wolke gleich, über das Wasser hin. Stromaufwärts aber versank die große Stadt.

Wenn der Student jetzt zurückgeblickt hätte, er hätte nichts mehr von ihr gesehen. Da oben flossen die Ufer mit ihren Pappeln, Erlen und Weiden mit einem lichten Dunst zusammen. Das lag alles schon so still und traumverloren im Abend, ein Dörfchen zog vorbei, von den Dächern schwebten blasse Rauchschleier in den Himmel hinauf, eine Herde wurde am Ufer getränkt. . . Vorbei war alles schon wieder, hoher Eichwald begann, am Rande sanft angeglüht und in der lockeren, geräumigen Tiefe vom ersten Abenddämmern angefüllt, ein Heer uralter Baumriesen, des Stromes Gefährten seit Jahrhunderten schon.

Weiter trieb der Student. So frei und weit war hier alles: der glänzende Strom, und der helle Himmel über den Wäldern - da rührte sich im Herzen eine unbestimmte Sehnsucht. Das Segel leuchtete, mein Gott, war das ein Leuchten! Jetzt mischte sich schon ein rötlicher Ton ins Gold. Die Sonne hing dicht über den Flußwäldern.

Einen ganz kurzen Augenblick lang kamen dem Studenten die letzten Tage ins Gedächtnis, mit ihrer Hege und Spannung, die Prüfungstage. . . Jetzt war das alles überstanden, es war überhaupt nicht mehr da; alles war hinterm Strom versunken und kam nie mehr zurück. Aber auch mit dem Studentsein war es nun zu Ende; man segelte wie durch ein weitgeöffnetes Schleusentor ins Unbekannte hinaus.

Denn eigentlich war er gar kein Student mehr; da wartete schon ein neues Leben auf ihn, das ganz anders sein würde, fern vom Strom und fern von der Studentenwelt. . . ja, ja, er wußte es.

»Aber ich will heute daran nicht denken«, sagte er hastig vor sich hin, »heute noch nicht. . .«

Was er wollte, das war, an diesem wunderbaren Sommerabend noch ein einziges Mal schwerelos zwischen den beiden Welten dahinssegeln zu können - zwischen der, die gegangen war, und der, die käme. Aber es wollte ihm nicht so recht gelingen; er wurde immer unruhiger dabei und hungrig nach irgendwelchen Dingen, die er nicht zu nennen vermochte. Aus diesem bunten, erfüllten Abend löste sich wie ein Klang voll schwerer Süße die Sehnsucht nach dem Leben. Es war ihm plötzlich klar, daß das alles kein Leben gewesen war, die Kindheit und die Jugend, und die paar Jahre dann als Student - ein schönes Vorspiel erschien ihm das nun, ein bunter Rahmen, mehr aber nicht.

Und dieselbe Unruhe verwandelte ihm nun auch den Strom und den Abend - verwandelte ihm alle Dinge, die an ihm vorüberzogen; plötzlich war alles leer, trotz aller Schönheit, die darübergetan war - und er ertrug die entfremdete Pracht nur schwer, ungeduldig wartete er auf etwas. . .

In solchen Augenblicken geschieht es zuweilen, daß sich das Schicksal lächelnd zu dem Lebensschifflein des Menschen herniederbeugt und mit gelinder Hand in das Steuer greift - und schon beginnt es einem festen Ziele zuzufahren, indessen der Mensch noch ahnungslos darinnensteht und sich nicht im geringsten eines Zieles verfielt.

So geschah es auch mit unserem Studenten. Weil der Wind etwas geschraalt hatte, war er ziemlich dicht an das linke Stromufer gekommen; das Boot mit dem leuchtenden Segel glitt jetzt nahe

vor dem Ufer dahin. Alte Weiden hielten ihre schlohen Häupter über das Wasser, dahinter stand der bunte Flußwald reglos im Abend. Plötzlich trat das Ufer zurück und bildete eine kleine Bucht. Im nächsten Augenblick ließ der Student das Segel schießen, so daß das Boot die Fahrt verlor, reichte sich etwas auf und machte runde Augen. Denn in der versteckten, lieblichen Bucht schaukelte ein Kahn auf dem Wasser, und in diesem Kahn saß jemand. Der Student war so verblüfft, daß er dies alles zuerst nur für einen Traum hielt, den ihm seine ungeduldige Sehnsucht vorgespielt habe. Doch dann saß wirklich jemand dort, er brauchte sich die Augen nicht erst zu reiben - da saß ein Mädchen und schrieb, wie er jetzt sah, an einem Brief. Sie hatte die Knie hoch heraufgezogen und das Gesicht über dem Papier und den Schreibstift in der Rechten, aber in dem Augenblick, als er an ihr vorüberglitt, schrieb sie nicht, sondern sah vor sich hin, als träume sie irgendwem nach - sie saß halb abgewandt, auf das Ufer zu, so daß sie ihn und das Boot gar nicht gesehen hatte. Das letzte Strahlenbündel der Sonne, die nun die ersten Wipfel der westlichen Flußwälder berührte, fiel flach in die Bucht und verzauberte alle Dinge in Gold- und Kupferfarben, den hellen Sandstreif des Ufers, die hier und dort niederfallenden Weidenschleier, und ihre Spiegelungen im Wasser, den Kahn, der eine Bootslänge von dem kleinen Steg entfernt auf dem Wasser lag, das braune Seil, mit dem er am Stegende festgebunden war - ja, und auch das Mädchen. Das weiße Kleid sah in dem Licht bunt aus, die braunen Arme und der braune Nacken leuchteten schön dagegen, und das krause Haar mit einem sanften Goldschimmer überhaucht. Und das Wasser in der Bucht bewegte sich nur wenig, ein paar winzige Wellenkreise gingen von dem Kahn aus, liefen durch das buntgefleckte spiegelnde Wasser und verpielten sich ans Ufer. Unserem Studenten kam das Ganze zu guter Letzt doch unfaslich wie ein Märchen vor, es verschlug ihm einfach den Atem, so daß er nur sitzen und schauen konnte - einen Augenblick später war er auch schon an der kleinen Bucht vorbeigeglitten und trieb wieder an fremden, abendlichen Ufern dahin. Aber auf einmal hatte unser Student das Boot gewendet und kreuzte den Strom hinauf, am Ufer entlang, und suchte eine Bucht.

Und plötzlich hatte er heftige Angst, sie möchte inzwischen gegangen sein und niemand wäre mehr da, wenn er käme. Er legte das Boot ungeduldig härter an den Wind, das Wasser rauschte jetzt voller am Bug herauf und war weithin in den Abend zu hören.

Da ist sie wieder, die kleine Bucht, und sie sitzt immer noch im Kahn! Gott sei Dank!

Eine fliegende Haft kam über den Studenten. - »Möchte doch der Wind jetzt nicht schraalen!« dachte er, »möchte ich doch so bis zu ihr hinsegeln können!« Ach, wenn er nun plötzlich in die Abdeckung der Uferwälder käme, wo es keinen Wind gab - wo die Strömung ihn einfach forttragen würde, stromabwärts, fort von der Bucht . . .

Ach nein, es ging alles gut, das Boot hatte schöne Fahrt, es lag etwas schief, der Wind fiel ins Segel und machte es prall, und das Wasser rauschte hell am Bug.

Nun hatte sie ihn auch gesehen, sie blickte halb über die Schulter herüber zu ihm her, so sah er, sie hatte verwunderte, staunende Augen im Gesicht und blickte ihm unverwandt entgegen - nun, wohl nicht ihm selbst, denn sie sah nicht viel von ihm, da er hinter dem Segel saß - aber dem bunten, schön geblähten Segel, das da heranschwebte, näher und immer näher, dem sah sie jedenfalls entgegen, und das Rauschen des Wassers am Bug hörte sie - und das alles war ihm schon genug.

»Wie hübsch sie dasitz in ihrem Kahn!« dachte der Student begeistert, »- als hätte sie nur auf mich gewartet . . .« Mehr dachte er sich vorläufig nicht, denn nun galt es, geschickt an dem kleinen Steg anzulegen. Er ließ das Segel flattern, mit verminderter Fahrt glitt das Boot in die Bucht, zog einen schönen Bogen an ihrem Kahn vorbei und legte sich in einer anmutigen Lässigkeit an den Steg.

Schon stand der Student aufrecht da und machte das Boot fest. Dabei grüßte er zu dem Kahn hinüber, und von dort kam nach kurzem, von einem verhaltenen Lachen durchklungen, ein Gruß zurück.

Der Student machte sich noch ein wenig an seinem Boot zu schaffen; plötzlich aber gab er es auf, lehnte sich an den Mast und blickte zu dem Kahn hinüber, der gar nicht weit entfernt war, ach, nur eine Bootslänge, viel mehr nicht, und weil von dem Kahn ein so schelmischer Blick herüberfiel, fand er nach kurzem den Mut zu ein paar Worten. -

»Eigentlich wollte ich hier ja gar nicht anlegen!« sagte er und lachte.

Es war sicher nicht das Klügste, was er hätte sagen können, aber es wurde gut aufgenommen, und als Antwort kam ein helles, feines Lachen vom Kahn herüber.

»Und warum haben Sie 's dann doch getan?« fragte sie und tat ganz ernst.

»Ach, das ist eine schwierige Frage. . . Ich muß da schon erst einmal überlegen. . .« Er kraufte die Stirn.

»Es sah schön aus, wie das Boot so heranglitt, mit dem bunten Segel und dem glitzernden Wasser vorn . . .«, sagte sie vor sich hin.

»Richtig! Jetzt weiß ich es«, rief der Student. Ich wollte Sie ja fragen, ob Sie ein wenig mitfahren würden. Es fährt sich so besonders schön heute. . . Aber ich sehe, Sie haben da ja einen Brief zu schreiben!«

Sie lachte lustig auf:

»Ach, wenn Sie wüßten. . .! Der Brief ist nämlich an gar niemanden.« Der Student sah, wie eine Röte über ihr Gesicht huschte. »Ich malte mir aus, ich könnte an jemanden einen Brief schreiben . . .«, sie war etwas verwirrt, »an irgend jemanden. . . Ich stellte es mir einfach einmal vor und schrieb. So etwas ist sehr albern, nicht?«

Sie schämte sich jetzt offensichtlich, daß sie so viel herausgeplaudert hatte. Sie faltete das Papier hastig zusammen und steckte es in einen Briefumschlag. »Und sehen Sie, dann wollte ich es so machen - « Dabei warf sie den Brief auf das Wasser hinaus.

»Haben Sie aber daran gedacht, daß ihn jemand auffischen könnte?« lachte der Student heraus, wartete ihre Antwort nicht erst ab, sondern war mit einem Satz über Bord und kletterte einen Augenblick später, den Brief triumphierend in der Hand schwenkend, wieder in sein Boot.

»Nein!« rief sie, und sie lachten wirklich sehr zornig, »wehe! Sie dürfen ihn auf keinen Fall lesen, auf keinen Fall!«

Sie sagte das so erregt und angstvoll, daß er ihr beruhigend zu-nichte und meinte:

»Gut . . . Also ich werde ihn erst dann lesen, wenn Sie es mir erlauben, ja?«

»Versprechen Sie es mir, daß Sie es aber auch bestimmt nur dann tun?« Sie war immer noch sehr aufgebracht und wollte sich nicht beruhigen. »Versprechen Sie es mir auch ganz fest?«

»Ja, darauf können Sie sich verlassen«, sagte der Student. »Sehen Sie, ich tue ihn hier in das kleine Schublädchen . . . so. Jetzt schließe ich zu und ziehe den Schlüssel ab, ja? Und jetzt fangen Sie gut auf!« Darauf warf er den kleinen Schlüssel zu ihr hinüber, und sie fing ihn auch geschickt auf.

»Haben Sie aber auch nur den einen?« fragte sie immer noch etwas mißtrauisch.

»Ja, bestimmt!« Er mußte bei ihren ängstlichen Augen herauslachen.

»War es denn etwas so Schlimmes, daß Sie eine so fürchterliche Angst ausstehen müssen?«

»Ach!« sagte sie nur kurz und warf den Kopf herum, »Schlimmes! Sie sollen es bloß nicht lesen, das ist es. Gar nichts Schlimmes, aber nichts für Sie!«

»Ja, ja, ich glaube es ja schon!« lachte er. »Aber kommen Sie jetzt wenigstens ein Stückchen auf den Strom hinaus? Irgend ein Lösegeld müssen Sie schon zahlen.«

»Hat sie ein schönes Lächeln!« dachte der Student.

Er zog den Kahn an den Steg heran, und sie sprang heraus und stand neben ihm.

»Sie sind dann also für heute abend mein Vorfchotmann!« sagte er sachlich. »Wir setzen draußen nämlich noch die Fock.«

Und nach einer kurzen Pause:

»Der Kapitän heißt Helmut«. Dabei gab er ihr die Hand.

»Und der Vorfchotmann heißt Kornelia«, lachte sie.

»Gut. In Ordnung. Dann können wir ja an Bord gehen«, nichte er. »Ich will gleich hier die Fock setzen, draußen geht es doch nicht so gut, mit einem ungelerten Vorfchotmann«, brummte er mit einem Seitenblick auf Kornelia. Doch die nahm das nicht übel.

»Die Fock ist wohl ein Vorsegel?« meinte sie.

»Ja!« sagte er erstaunt, »woher wissen Sie denn das?«

»Das war wirklich nicht so schwer zu raten«, lächelte sie.

»Manche stellen sich noch viel dümmer an«, sagte der Kapitän schroff.

Kornelia lachte.

Er hatte die Fock herausgeholt und gesetzt. »Passen Sie gleich gut auf, wie man die Fock belegt!« sagte er und stieß sie mit dem Ellbogen an. »Das ist dann später Ihre Sache. Das heißt, heute noch nicht; heute brauchen Sie bloß dazusitzen und hier« - er zeigte es ihr - »hübsch festzuhalten, daß das Segel immer schön rund ist. Je runder, desto besser. Verstanden?«

Kornelia nickte und setzte sich gleich an ihren Platz. Plötzlich kam Wind in die Segel, sie blähten sich, glutrot gegen den Abendhimmel, der Kapitän brachte das Boot richtig an den Wind, und nun glitten sie den Strom hinab, schneller und schneller, und Kornelia saß ganz still vorn auf ihrem Platz und bediente die Fock und träumte mit großen Augen auf den Strom hinaus. Der war jetzt ganz rot gefärbt, und weit unten verging er im roten Dunst des Horizontes, wo sich Wasser und Himmel und Uferwälder geheimnisvoll durchdrangen und verwoben. Der Wind kam stetig - »es ist nur eine Mühe voll Wind, aber sie genügt«, sagte der Kapitän -, das Boot macht schöne Fahrt, leise rauschte das Wasser darunter hinweg, und durch die Segel ging manchmal eine sachte Bewegung, wenn der Wind für einen Augenblick nachließ. »Oh, ist das schön . . .«, sagte Kornelia leise; der Kapitän konnte es kaum gehört haben.

Aber da hörte sie, wie der Kapitän von hinten her sagte: »Ja, und jetzt ist es übrigens ganz besonders schön.« Das klang so, als sei ein gedämpfter Jubel in den Worten.

Kornelia schwieg.

Er sah sie da vorne sitzen; manchmal legte sie den Kopf zurück und träumte an den glühenden Segeln vorbei in den Himmel hinauf, wo sehr, sehr hoch oben ein paar feine rötliche Wolkenleiter schwebten, und sie sah, wie die Mastspitze mit dem Ständer unter der Himmels Höhe entlangwanderte, der kleine Wimpel bewegte sich dabei, und es war schön, so dazusitzen und an nichts zu denken, an gar nichts, nur hinaufzuschauen und sich dahintragen zu lassen, in einem Traum ohne Gedanken - davongeführt wie von einer schönen Musik.

Dem Kapitän, wie er so zu ihr hinüberlah, war es, als läge ein ganz leises feliges Lächeln auf ihrem Gesicht; aber genau konnte er es nicht sehen.

Die Sonne war nun versunken; die eindringliche Rote des Himmels verblaßte schnell, er wurde heller, klärte sich auch in der Tiefe nach den Horizonten zu immer mehr vom Dunst, so daß die Umrisse der Ufer und der fernen Wälder für eine Weile klarer hervortraten. In dieser Zeit lag eine unendlich verklärte Stille über dem Strom, der ganz einsam war. Kein Lastkahn kam mehr, kein Lastzug schnaufte stromauf; sie hatten das Hochwasser der letzten Tage benützt, um zu ihren Zielen zu kommen, und nun war eine Pause da, in der der Strom, von allem Werktag erlöst, nur für sich dahinströmen konnte, frei und edel. Nur diese Segel schwebten über ihm dahin, wie die Flügel eines wilden, königlichen Vogels, so leicht und sicher.

Bald darauf dämmerte sich die Ferne wieder ein, die Klarheit verging, auch die Nähe wurde immer weicher und körperloser, bald standen die Uferwälder nur noch wolkenhaft über dem Strom, und

der Himmel über ihnen gewann ein fattes Tiefblau. Die Nacht nahte.

Äch, sie hätten beide immer weiter, immer weiter fahren mögen, in diesen dämmerigen Abend hinein, auf dem stillen Strom zwischen den verschwebenden Ufern dahin, Helmut und Kornelia . . . Sie dachten beide nicht mit einem Gedanken daran, wie seltsam das doch sei, daß sie sich eben noch gar nicht gekannt, noch nichts voneinander gewußt hatten, und daß sie jetzt miteinander in einem Boot dahinglitten, als sei ihr Leben und dieser Abend schon seit langem dafür bestimmt gewesen.

Ein leises Verwundern sank freilich dann und wann durch Helmut wie durch Kornelia hindurch, ein süßes, klopfendes Staunen, das das Herz fast beklommen machte; aber das kam in einer gedankenfernen Seligkeit über sie, keine Frage schloß sich daran.

Und der Strom dämmerte sich immer heimlicher ein.

»Nun wollen wir umkehren«, sagte der Kapitän endlich.

Kornelia erwiderte nichts darauf; er sah nur, wie sie nickte, doch das schien ihm ein recht zögerndes, bedauerndes Nicken, und als er dies erkannte, wurde er unvermittelt sehr fröhlich, er summte vor sich hin; er hatte nun wohl irgendeinen geheimen Gedanken.

»Es geht nun etwas langsamer«, meinte er; Kornelia nickte nur dazu. Sie fuhren eine Weile schweigend.

»Es wäre sehr schön, wenn wir einmal einen ganzen Tag lang segelten!« brach er plötzlich heraus. »So ganz früh am Morgen lossegeln und spät am Abend erst Halt machen, wenn schon die ersten Sterne da sind . . . das wäre doch fein, was? Was meinen Sie eigentlich dazu?«

Zwar war seine Stimme etwas unsicher bei diesen letzten Worten, aber nun hörte er, wie sie sagte:

»Ja, schön wäre das.«

»Wirklich? Geht es zu machen?« Seine Stimme überstürzte sich fast vor Freude.

»Ja, es geht zu machen . . .«, lächelte Kornelia. »Ich bin hier nämlich auf Urlaub, für ein paar Tage - in einem kleinen Dörfchen, das nicht weit von der Oder liegt.«

»Oh, das ist herrlich!« rief der Kapitän aus. »Könnten wir etwa morgen früh schon los?«

Und da Kornelia schwieg, fügte er noch hinzu: »So im ersten Morgengrauen . . . das müßte am schönsten sein.«

»Ja«, sagte Kornelia.

Ja, weiter nichts. Ja. Das klang so wie: Ich bin wirklich sehr gern dabei, das kannst du mir glauben, Kapitän!

»Oh, das wird ein herrlicher Tag werden!« jauchzte der Kapitän.

»Auf diesen Tag habe ich schon immer gewartet . . .« Es war jetzt schon so dämmerig, daß er wohl nicht sah, wie Kornelia leise vor sich hinlächelte.

Bald darauf waren sie wieder in der kleinen Bucht, und das Boot legte am Steg an.

Als Kornelia hinausprang - sie hatten schon vereinbart, wann er sie abholen würde -, wandte sie sich noch einmal zu ihm zurück und sagte, wieder plötzlich ernst im Gesicht: »Also, ich kann mich darauf verlassen? Sie lesen den Brief bestimmt nicht?«

Helmut lächelte. »Nein, wirklich nicht. Wenn Sie es lieber wollen, kann ich ihn Ihnen auch gleich zurückgeben. Denn sie sollen keine Angst darum haben«, sagte er leiser, »und wenn Sie mir nicht vertrauen - -«

»Doch«, schnitt sie ihm jetzt die Rede ab, »es ist gut!«

Sie lief schnell auf dem Steg fort; vom Ufer her, zwischen den Weiden, winkte sie noch einmal zu ihm zurück.

Dort blieb sie auch stehen und sah, wie das Boot langsam aus der Bucht hinausglitt, auf den Strom hinaus, wie es mit der matten Helle seines Segels langsam in die Dämmerung hineinsank.

Kornelia stieg schnell zum Damm hinauf und lief ihn entlang, stromaufwärts, und sah draußen auf dem Wasser noch einmal das Boot, und hob plötzlich den Arm und winkte.

»Ach Gott«, flüsterte sie dabei, und stand dann lange still. Der Nachtwind spielte mit leisem Geräusch in den Uferwäldern, und der Strom floß breit und geruhlos dahin, in die warme Sommernacht hinein.

Dann verlosch das Segel, und auch das helle Kleid auf dem Uferdamm verschwand in der Nacht.

In der Morgendämmerung dampfen und wallen die Nebel über dem Strom. Alles ist geisterhaft lautlos und unwirklich - das ruhlose Treiben des Wassers, die graue Bewegung des Nebels darüber, und die Uferwälder, die im Nebel schattenhaft auftauchen und wieder verschwinden. Eine leichte Brise läuft stromab und macht das dunstige Wallen zusehends unruhiger.

Geheimnisvoll zog ein Segel durch die verhüllte Frühe dahin, an den nebligen Ufern entlang den Strom hinab, bog endlich in eine Bucht ein und blieb bei einem schmalen Bootsteg stehen. Eine Weile blieb alles still, dann löste sich eine Gestalt von den Uferweiden und betrat den Steg. Nun stand auch eine Gestalt bei dem Segel und ging der anderen ein paar Schritte entgegen. Sie lachten sich an, der Nebel rauchte; dann erklangen ihre Stimmen gedämpft durch die Stille. Immer neue Nebelschwaden hoben sich aus den Weiden und trieben über die Bucht und hüllten den Bootsteg und die Gestalten darauf und das hohe Segel in ihrem Dunst ein. Einen Augenblick später glitt das Boot wieder aus der Bucht hinaus auf den Strom.

»Da ist die Sonne!« sagte der Kapitän einmal leise, als er zurückblickte. Es war das erste Wort, das über der Oder erklang.

Ja, da hing plötzlich eine blasse Scheibe in dem weiß schimmernden Nebel; sie schien unaufhörlich durch ihn hindurchzutreiben, wurde dabei zuweilen dunkler verschleiert, trat dann wieder heller, glänzender hervor und war für einen Augenblick schön weißblank.

Sie setzten auch die Fock und segelten nun vor dem Winde dahin. Es wurde lange nichts gesprochen auf dem verloren ziehenden Boot. So fremd und verhüllt wie diese Morgenfrühe war, so fremd und verhüllt waren sie selbst nun einander auch. Da war eine geheime Scheu zwischen ihnen, eine selig-ängstliche Scheu voreinander. Kornelia saß an ihrem Platz bei der Fock, Helmut am Großsegel und der Ruderpinne. Er sah manchmal zu ihr hinüber; auch sie hatte heute einen blauen Trainingsanzug angezogen, obwohl er ihr nichts davon gesagt hatte. »Sehr vernünftig ist sie...«, dachte der Kapitän. Dabei mußte er nicht einmal so ganz genau, wie sie eigentlich aussähe; es war doch immer nur bei einem flüchtigen Anblicken geblieben. Ihm fiel plötzlich ein, daß sie schöne braune Augen hätte. »Das Gesicht ist schmal und das Haar dunkelblond. Aber weiter... was sonst?« Doch da saß sie ja vor ihm; er brauchte sie nur anzusehen - was suchte er da mit den Gedanken nach ihr, als genüge ihm ihre Gegenwart nicht... Plötzlich freute er sich unbändig, daß sie da vor ihm saße, und daß alles um sie herum so stille sei und kein Mensch zu ihnen herblücke.

Kornelia hatte den Kopf in den Nacken gelegt und die Augen geschlossen.

»Blauer Himmel!« rief sie einmal leise aus, als sie die Augen wieder geöffnet hatte. Wirklich, da oben flatterte der kleine Wimpel in einer klarblauen Himmelsöffnung; der Nebel zerging schnell. Das war das zweite Wort auf der Oder.

Wenig später lag das Morgenlicht breit über dem glänzenden Strom und machte die noch dunstumflogenen Ufer zu einem hellen, duftigen Schaum. Der ferne Gefang von Lerchen klang herüber. Der Wind füllte die Segel; er brachte eine kühle Frische mit, die herrlich zu atmen war.

»Haben Sie denn überhaupt schon gefrühstückt?« fragte der Kapitän plötzlich.

Der Vorschootmann drehte das Gesicht lachend herum und schüttelte den Kopf.

Der Kapitän schien sehr ungehalten darüber; allerdings stellte sich kurz darauf heraus, daß er selbst auch noch nicht gefrühstückt hatte.

»So wird jetzt Kaffee gemacht!« befahl der Kapitän. »Das hier ist unsere Kochkiste. Sie ist sehr praktisch; wenn man sie nicht braucht, kann man auf ihr sitzen.« Er stand auf und schob die Kiste zu ihr hinüber.

»Die Fock können wir solange wegnehmen.«

Als Kornelia den Deckel hochgeklappt hatte, stieß sie einen Ruf des Erstaunens aus. »Ach, ist das fein!« jubelte sie. Das Kisteninnere war zweigeteilt; in einem Teil befand sich ein kleiner Kocher mit einem Topf darauf, der andere enthielt allerlei buntes Geschirr, Schüsseln und Teller und kleine Kaffeetässchen. Kornelia nahm dies und jenes heraus und sah es entzückt an.

»Dort in dem Tank ist frisches Wasser«, sagte der Kapitän sachlich. »Er muß an derselben Stelle wieder angebunden werden. Da ist der Freßsack, da muß auch Kaffee drinnen sein. Hier -«, er griff mit der Hand unter den Bootsrand, »- haben wir einen kleinen Tisch, der aufgestellt werden kann. Am besten auf dem freien Platz hier hinter dem Schwert.« Er ließ das Ruder für einen Augenblick los und hatte mit ein paar Handgriffen das Tischchen aufgestellt. »Übrigens muß auch eine Tischdecke da sein - ach ja, sie ist mit im Freßsack!«

Kornelia zog das buntgewebte Tüchlein heraus. Sie hatte ganz glänzende Augen und schüttelte nur immer wieder glücklich den Kopf.

Sie stellte Wasser auf; dann deckte sie das Tischchen, einen bunten Teller für jeden und eine kleine, lustige Tasse. Dann kramte sie einen Brotlaib, Butter und Marmelade, und eine Zuckerbüchse aus dem Sach. Messer und Löffel hatten sich mit in der Kochkiste befunden.

»Das Brot wird am besten gleich geschnitten und geschmiert«, sagte der Kapitän. »Dann brauchen wir gar nicht anzulegen.« Kornelia nickte eifrig. Sie machte einen ganzen Berg Brote fertig, und nun fing auch das Wasser an zu kochen; sie goß es in die kleine Kaffeekanne - ein herrlicher Duft lag nach kurzem über dem Boot, guter, würziger Kaffeeduft. Der Kapitän schnoberte befriedigt.

»So habe ich es mir gedacht«, meinte er trocken. Er ließ es sich nicht anmerken, wie glücklich er war. »Eine Büchse mit Milch ist übrigens auch da.«

Ja, Kornelia hatte sie schon gefunden. Sie ließ den Kaffee erst noch ein wenig ziehen; dabei sah sie Helmut strahlend an. »Das hätte ich mir gestern nicht träumen lassen!«

»Ich auch nicht«, sagte der Kapitän.

Jetzt goß Kornelia den Kaffee in die Tasse ein; da der Wind ganz stetig kam, konnte Helmut das Segel belegen und brauchte nur am Ruder zu bleiben. So konnten sie jetzt ganz gemächlich frühstücken.

Da zog nun das Boot still auf dem Strom dahin, die Ufer wanderten vorbei, mit Eichwäldern, Weideland, einem kleinen Dorf, und immer wieder Eichwäldern, und über allem war das helle Glänzen des Sommermorgens, auch über den beiden jungen Menschen und ihrem Boot war es, ja, hier schien es noch viel heiterer und glänzender zu stehen - auf dem bunten Tisch Tuch und den dampfenden Tassen, auf Kornelias blühenden Zähnen und auf ihrer beiden blanken Gesichtern...

»So gut hat es schon lange nicht geschmeckt«, sagte der Kapitän und kaute und schlürfte, »- nein, soweit ich mich erinnern kann, nicht.« An der genauen Ausdrucksweise erkannte man den Studenten; auch Helmut hörte es plötzlich, so, als habe ein Fremder aus ihm gesprochen. Er erschrak. Seine Rede kam ihm mit einemmal so gänzlich unmöglich vor, so starr wie ein gefrorenes Segel, und er schämte sich darüber. Aber als er in Kornelias muntere, lachende Augen blickte, verflog die Scham im Nu.

Sie fragte wohl nicht danach, wie die Worte klangen; daraus machte sie sich nichts. Sie war selber so natürlich und unbekümmert und sah alles mit diesen Augen an; Starres, Verkrampftes bestand einfach nicht für sie. Als Helmut das erkannte, ging es wie eine geheime Erlösung durch ihn. Er konnte plötzlich wieder frei plaudern und lachen und hatte kein anderes Selbst schnell vergessen.

»Nun hatte ich doch so einen riesigen Berg Brote gemacht!« staunte Kornelia, »und schon ist er weg, und ich glaube, er hat nicht einmal gereicht!«

Sie sah ihm seine Antwort wohl an den Augen ab, denn sie griff gleich wieder zu Messer und Brot.

»Es ist doch ein Unterschied, ob man allein im Boot ist oder eine Smutje an Bord hat! Es schmeckt gleich viel besser!« stellte Helmut fest, und Kornelia lächelte beim Brotschneiden. Noch einmal wurden die Tassen gefüllt, noch einmal voller Behagen gekaut und geschlürft. Das Segel stand mildweiß im zarten Morgenhimmel. Sie trieben an einem Dörfchen vorüber, ein Hahenschrei scholl über den Strom, und noch einer.

»Das ist alles so feiertäglich heute...«, sagte Kornelia. Sie saßen einen Augenblick ganz still und horchten auf das Wasser, das am Bug flüsterte. Helmut sah Kornelias Gesicht, das Morgenlicht lag darauf, es sah jung und klar aus mit den schön geschnittenen Augen und dem kleinen, schmalen Näschen, und mit der sanften Rundung von Kinn und Nacken.

»Sie ist sicher noch sehr jung«, dachte der Kapitän. »Aber sie ist trotzdem sehr in Ordnung.«

Aus einer einzelstehenden Eiche hob sich ein großer Vogel und kreiste in mächtigem Flug über dem Strom. Ein Fisch schnellte dann und wann aus dem Wasser und fiel mit silbernem Aufspritzen zurück. Sie begegneten dem ersten Lastkahn, der gelassen, aber mit nicht geringer Geschwindigkeit, den Strom hinabtrieb. Kornelia winkte, als ihr Boot nah an dem kohlebeladenen Schiff vorüber-  
rauschte, übermütig zu den Schiffern hinüber, ohne jedoch eine Antwort zu erhalten. »Ja, da dürfen Sie sich nicht wundern«, erklärte der Kapitän lachend bei ihren fragenden Augen, »so schnell schließt man mit denen nicht Freundschaft! Und außerdem mögen sie uns Segler im allgemeinen nicht allzusehr leiden.«

»Und warum nicht?«

»Ja, vielleicht wohl nur, weil ihrem schweren Leben auf dem Strom dieses leichte, ungebundene Dahinsegeln doch sehr fremd ist...«, meinte Helmut nachdenklich. »Tag um Tag im glühenden Sommer auf dem Kahn - das ist nicht so einfach...«

»Ja«, sagte Kornelia still, sie räumte flink das Tischchen ab und wusch gleich ab. »Was mögen sie sich so gedacht haben, wie wir an Ihnen vorbeitrieben und sie dies alles sahen«, grübelte sie. »Haben wir es nicht viel zu gut?« Wie sie dem weiter nachgrübelte, kam ihr zuletzt alles wie ein Traum vor, gar nicht mehr wirklich, gar nicht mehr greifbar. Es schmerzte fast, daran zu denken.

»Ich bin Kindergärtnerin in einem kleinen Städtchen in den Bergen«, sagte sie plötzlich, wie um sich damit aus dem Traumgespinnst zu befreien. Und sie begann von ihrer Arbeit mit den Kleinen, den Jungen und Mädchen, zu erzählen. Zwischendurch lachte sie auf, wenn sie an irgendeinen der kleinen Räudel denken mußte. Mit ein paar Sähen hatte sie ihn gezeichnet. »Sie glauben gar nicht, was so ein Racker anrichten kann, wenn man ihn einmal aus den Augen läßt! Da oben wächst ein rauher Menschenschlag, der von Kindesbeinen an auf die höchsten Berge möchte... Einmal ist mir doch die ganze Bande im Nu weggelaufen gewesen, fort in den Wald hinauf, und mit Ach und Weh habe ich sie von einem gefährlichen Felsenhang abgefammelt!«

Sie lächelte ihn an.

»Na, wie ich selig war, als ich sie wieder alle beisammen hatte - das können Sie sich gar nicht vorstellen!«

Doch, der Kapitän bestand darauf, daß er sich das sehr gut vorstellen könne. Er sei ja auch gerade dabei, Lehrer zu werden, erzählte er - »bei etwas Älteren allerdings!« sagte er lachend. Ein paar Tage zuvor hätte er den »Referendar« gemacht, ja, und die Studentenzzeit sei nun eigentlich für immer zu Ende und in ein paar Wochen begänne das Neue... Er habe sich eben noch nicht so recht auf das Referendarjahr freuen können, aber jetzt könne er es auf einmal! Die häßliche Büffelei für die Prüfungen hätte ihn schon ganz mürbe gemacht gehabt, aber dann sei es vorbei gewesen und er sei auf den Strom hinausgefahren - -

Kornelia nickte. »Ich habe das Studieren nie recht gemocht und es auf der Schule nicht allzu lange ausgehalten...«, gestand sie. »Es

kostete auch einiges, bis ich es bei den Eltern durchgesetzt hatte, daß ich von der Schule abgehen und Kindergärtnerin werden konnte. Doch als ich dann das erstmal mit den Kleinen fang und spielte, da war ich so glücklich wie niemals auf der Schule. Und ich hab's noch kein einziges Mal bereut...«

»Wie sind Sie dann gerade hier an die Oder gekommen?« fragte der Kapitän.

»Oh, ganz einfach! Ein Onkel von mir ist Lehrer hier in dem kleinen Dorf und wollte gern einmal mit seiner Frau und den Kindern in den Feren in die Berge. Aber sie haben hier einen Garten, der zu versehen ist und den sie nicht ohne Aufsicht lassen können. Da habe ich meinen Urlaub so gelegt, daß ich während ihrer Abwesenheit hier bin. Mir selber macht es großen Spaß - ein hübsches, kleines Haus, und ein Garten mit Obst und Gemüse und mit vielen Blumen... und die Oder ganz nahe - jeden Morgen schwimme ich ein tüchtiges Stück im Strom! - das ist richtig ein kleines Paradies, ich könnte mir gar nichts Schöneres für meinen Urlaub vorstellen.«

Helmut schweig. »Schadel«, sagte er dann, »da müssen Sie ja auf jeden Fall heute abend zurück, nicht?«

»Ja, das ist nun nicht zu ändern...«, zögerte Kornelia, »aber -«, setzte sie gleich darauf fröhlich hinzu, »es ist ja noch soviel Zeit bis dahin!«

»Gott sei Dank«, nicht der Kapitän.

Kornelia erzählte weiter: »In der ersten Zeit habe ich Tag für Tag Kirschen gepflückt und eingemacht. Jetzt sind schon wieder die Johannisbeeren an der Reihe. Morgen vormittag wird gepflückt, morgen nachmittag wird gekocht, da duftet dann das ganze Haus herrlich nach Johannisbeerfaß. Die sollen staunen, wenn sie zurückkommen! Da muß alles voll sein, was da ist an Einmachgläsern, Flaschen und irdenen Töpfen! Eher habe ich keine Ruhe...«

Kornelia lachte.

»Hausen Sie denn da ganz allein?« fragte Helmut verwundert.

»Freilich! Soll ich etwa Angst haben?«

»Natürlich!« Der Kapitän mußte nun auch lachen, weil sie gar so selbständig tat - das stand seltsam im Widerspruch zu ihrem jungen Gesicht. »Und Sie machen sich alles allein?«

»Alles! Mittag kochen, Frühstück und Abendbrot - am Sonntag habe ich sogar einen Kuchen gebacken und mir die Nachbarin mit ihren Kindern eingeladen. Das war wunderschön, wir haben draußen im Garten gefessen, da hatte ich einen Tisch gedeckt, unter den Obstbäumen, die mit ihren Zweigen voller Apfel und Birnen über den Tisch hingen - und ringsherum die Blumen und Beete - und dann den Kindern zuzusehen: die hieben tüchtig ein in meinen Kuchen! - und dabei mit der jungen Frau zu sprechen und sich mit ganzem Herzen an allem mitfreuen zu können!«

Der Kapitän lächelte vor sich hin.

»Ich kann mir Sie so richtig dabei vorstellen...«, sagte er dann.

»Das war der schönste Tag hier - bis gestern«, meinte Kornelia, plötzlich flog eine leise Röte über ihr Gesicht, und sie blickte weg. Helmut tat, als habe er nichts gesehen; er sagte auch nichts dazu. Nur tief in seinem Innern redete eine zärtliche, überfelige Stimme auf Kornelia ein: Liebe Kornelia... wie ich mich freue, daß Du da bist! Wie ich mich freue, daß alles so gekommen ist! Liebe Kornelia...

»Da vorn - eine Brücke!« rief Kornelia plötzlich.

»Ja, da kommen wir so nicht hindurch...«, sagte der Kapitän.

»Wir wollen vorher ans Ufer.«

»Der Mast ist zu hoch?« fragte sie.

Er nickte. »Wir müssen ihn umlegen.«

Kurz vor der Brücke hielten sie auf das Ufer zu und legten an. Das Großsegel wurde eingeholt, dann legten sie den Mast um, bis er mit der Spitze auf die am Heck aufgestellte Schere zu liegen kam. Helmut zeigte Kornelia eine Reihe von Handgriffen, die dabei nötig waren und die sie von nun ab übernehmen sollte. »Es kommen nämlich noch mehr im Laufe des Tages«, klärte er sie auf. Denn es mochte ihr, so fiel ihm plötzlich ein, doch ein wenig merkwürdig erscheinen, daß er so tat, als segelten sie bis in alle Ewigkeit zusammen, und nicht nur diesen einen Tag... Eine leise

# DIE GRUNDLAGEN EINER GROSS-SCHLESISCHEN WASSERWIRTSCHAFT

V O N K A R L B E G E R

**W**asserwirtschaft! Ein Begriff, der im Gegensatz zu anderen Wirtschaftszweigen noch nicht allzulange geklärt und gefestigt ist. Und erst seit ganz kurzer Zeit kann man davon sprechen, daß eine wohlgedachte, alle Nutznießer des Wassers umfassende Wasserwirtschaft erstrebt und auch schon getrieben wird. Wohl finden wir auch früher Hinweise auf Wasserwirtschaft. Aber dann stand sie meist einseitig bei einzelnen Kreisen im Vordergrund, bei den Wasserkraftnutzern, bei den Landwirten, bei den Wasserversorgungsbetrieben der Städte oder bei der Binnenschifffahrt.

Es braucht nicht näher erörtert zu werden, daß eine gesunde, d. h. allen nützende Wasserwirtschaft nur durch den Staat und durch staatlich beauftragte Dienststellen von einem weit übergeordneten Standpunkte aus festgelegt und durchgeführt werden kann. Die Frage, ob und wie nach dieser Richtung hin wohl in vergangenen Zeiten staatliche Stellen gearbeitet haben, kann damit beantwortet werden, daß früher vor der Wasserwirtschaft in erster Linie der Wasserbau gestanden hat. Das ist zu verstehen und darf auch keineswegs als ein unferen Vorfahren zu machender Vorwurf bezeichnet werden. Denn die nächstliegende und auch dringendste Aufgabe war es ja, dem wild fließenden Wasser einen geordneten, festliegenden Weg zu weisen, also den Abfluß zu regeln. Uferschutz, Deichbau, Flußregelungsmaßnahmen mannigfacher Art, Wildbachverbauung waren die kennzeichnenden und - das muß auch gesagt werden - die allernötigsten und dringlichsten Arbeiten. Die Dienststellen oder Einzelanlieger an den Wasserläufen, die sich mit diesen stark ortgebundenen Arbeiten zu beschäftigen hatten, wurden kaum veranlaßt, über die Grenzen ihres Tätigkeitsfeldes hinauszublicken. Und auch die übergeordneten, diese Arbeiten zusammenfassenden Behörden, bis zu den Ministern hinauf, sahen meist nur die Sonderaufgaben, beispielsweise des Verkehrs oder der Landwirtschaft. Auch die staatliche Zersplitterung in Deutschland trug

dazu bei, daß die übergeordneten Gesichtspunkte fehlten, unter denen wir heute eine allumfassende, weit über dem örtlich bedingten Wasserbau stehende Wasserwirtschaft betrachten müssen und dank des Umbruchs auch durchführen können.

Und schließlich darf nicht verkannt werden, daß unsere Vorgänger im Wasserbau vielfach bautechnisch auch noch gar nicht in der Lage gewesen wären, die Werke durchzuführen, die in der neueren Zeit im Sinne der Wasserwirtschaft entstanden sind und noch errichtet werden müssen. Als Stichwort sei nur der neuzeitliche Talperrenbau herausgestellt.

Wenn man noch einmal kurz bei den örtlichen Baumaßnahmen früherer Zeit verweilt, so haben diese fast durchweg ein gemeinsames Kennzeichen; sie beschleunigten den Wasserabfluß. Es wurden die Ufer durch Deckwerke befestigt, Flußschlingen wurden durchstoßen, übermäßige Krümmungen wurden abgeflacht, das breite Hochwasserüberschwemmungsgebiet im Tal wurde eingedeicht. Alle diese Maßnahmen streckten den gewundenen Flußlauf und bewirkten einen raschen Abfluß. Nicht immer, aber sehr oft wurde dieser rasche Abfluß durch die Baumaßnahmen erstrebt. Manchmal war er aber auch nur deren nicht immer erwünschte Folge. Es sollten z. B. die Deiche das sich breit durch das Tal bewegende, aber die Felder überschwemmende Hochwasser von diesen abhalten. Die Deiche wiesen aber das früher breit und träge fließende Wasser auch in ein enges Bett und so kam es zu schnellerem Hochwasserabfluß, meist auch zu einer wesentlichen Erhöhung des Hochwasserschalles oder -scheitels.

Es war aber auch da wieder so, daß jeder Anlieger am Flusse bestrebt und froh war, möglichst schnell das schädliche Wasser nach unterhalb los zu werden, dort also für den nötigen Abfluß zu sorgen. Die ganze frühere Zeit ist gekennzeichnet durch den »Schrei nach der Vorflut«, wobei Vorflut bedeutet: genügend freier Abfluß vorn,

also unterhalb des in Frage stehenden Gebietes. Dieses Verlangen nach Vorflut und die Maßnahmen wurden denn auch mit mehr oder weniger Rücksicht auf Unterlieger und Nachbarn verfochten und durchgeführt. Daß hierbei oft die einheitlichen gefeßlichen Maßnahmen fehlten, was wiederum zu den entsprechenden Folgen führte, sei nur ganz kurz angedeutet.

Aber auch ungewollte oder doch nicht zielbewußt geplante Eingriffe in die frühere unberührte Natur führten zu immer schnellerem Wegfließen der Niederschläge. Jede Ackerfurche, jede Dränung, jeder Straßengraben, jede feste Straßendecke, jedes Hausdach, jedes Wasserableitungsrohr der städtischen Rohrnetze schafften »Vorflut«, also schnelleren Abfluß.

Und nun kurz die Kehrseite! Man wurde wohl unbequemes Wasser los, aber mit der Zunahme der Bevölkerung stieg auch der Wasserbedarf. Die Sorge um Trinkwasser für Mensch, Tier und Pflanze, um Brauch- und Betriebswasser, insbesondere für die Industrie wuchs immer drohender. Der manchmal ungewollte, aber oft auch rücksichtslose Wettlauf um das Wasser begann. Die Zeit kam, in der neben dem Schrei nach »Vorflut« der Schrei nach »Wasserwirtschaft« ertönte.

Es wäre vielleicht jetzt an der Zeit und sicher auch sehr reizvoll, einmal zu untersuchen, wie sich dieser Drang nach Wasserwirtschaft in den einzelnen deutschen Gauen, vielleicht nach Flußteilgebieten geordnet, ausgewirkt hat: am Inn, an der Donau, am Neckar, an der Ruhr, an der Weser, an der Elbe in Sachsen oder unterhalb von Magdeburg, im Memelflußgebiet oder gar an der Weichsel. Es würden da ganz verschiedene Bilder entstehen, die wahrscheinlich zeigen würden, daß nicht zuletzt unser lebensnotwendigstes Gut, das Wasser, entscheidenden Einfluß auf die Gesamtentwicklung des Menschen- und Volkschlages dieser Gebiete gehabt hat.

Und so kommen wir zum Odergebiet, zu Schlesien. Man muß da zunächst einmal feststellen, daß wohl kein deutscher Gau so stark sich mit einem Flußgebiet deckt wie Schlesien mit dem der Oder. Wenn auch das untere Odergebiet nicht mehr zu Schlesien gehört, so ist es doch wesentlich, daß fast die gesamten Ursprungsgebiete der Oder oberhalb der Mündung der Lausitzer Neiße zum schlesischen Raum zu rechnen sind. Obwohl die Gebiete um Troppau und Neutitschein politisch im Sudetengau liegen, so gehören sie doch nach mannigfacher Richtung hin zu Schlesien, und ihre Lage im Niederschlagsgebiet der Oder ist nur ein Beweis mehr für diese enge Verbundenheit.

Wenn man nun einmal diese Gebiete in den Gesichtskreis der Wasserwirtschaft rückt, so erkennt man für Schlesien folgende wichtige und vorteilhafte Grundlage: Fast alle Wasserläufe, die Schlesien durchziehen, haben ihre Ursprungsgebiete in Schlesien selbst. Bei dem Elblande Sachsen ist das ganz anders. »Alle Wasser Böhmens fließen nach Deutschland«. Ja, aber Sachsen mußte sie bisher nehmen, wie sie kamen, alle strömen ihm auf dem einen Wege durch den Durchbruch im Elbsandsteingebirge zu.

Dieser Gegensatz beleuchtet mehr als alles Erklären den Vorteil Schlesiens. Er ist natürlich noch wesentlich dadurch verstärkt worden, daß die schon angedeuteten Gebiete des Sudetengaus und Protektorates Böhmen-Mähren mit der Oppa, Olsa und Ostrawitza wasserwirtschaftliche Restgebiete darstellen und ohne Frage wasserwirtschaftlich in das schlesische Gebiet gehören. Es dürfte hier auch der Hinweis wieder einmal angebracht sein, daß es richtiger ist, die politische Grenze mit den Wasserscheiden von Flußgebieten - wie es ja bei Schlesien vielfach, zum Beispiel auf dem Riesengebirgskamm der Fall ist - zusammenfallen zu lassen, als mit den Flüssen. Die Vorteile liegen auf der Hand und brauchen nicht näher beleuchtet zu werden. Es ist eben ein durch die Wasserscheiden umschlossenes Landgebiet natürlich, d. h. naturgegeben begrenzt. Dazu kommt aber noch der Vorteil, daß ein jedes durch Wasserscheiden bestimmtes Großflußgebiet wiederum durch die Wasserscheiden der Nebenflußgebiete ebenso natürlich und eindeutig in beliebig viele und in beliebiger Weise zusammenfassende Teilgebiete zerlegt werden kann. Zweifellos würde dann in einem solchen Kleinteilgebiet, etwa von der Größe eines Landkreises, die Wasserwirtschaft leichter durchzuführen sein, als in einem, in dem die Grenzen das wasserwirtschaftlich zusammengehörende Gelände unnatürlich durch-

schneiden. Man denke zum Beispiel nur einmal an die Unterhaltungspflicht oder an die Wasserkraftnutzung bei einem Fluß, der eine Grenze bildet.

Der Umstand, daß fast alles Wasser, das durch Schlesien fließt, auch seinen Ursprung in Schlesien hat, erleichtert auch den ersten Teil einer allgemeinen Wasserwirtschaft, nämlich das Erfassen des Wassers. Hierunter versteht man zunächst - also oberflächlich gesehen - das, was eigentlich die Grundlage jeder Wirtschaft ist, nämlich die Bestandsaufnahme. Nur, daß es bei der Wasserwirtschaft einige Schwierigkeiten gibt.

Bei der Kohlenwirtschaft liegt der Kohlenvorrat in den Flözen fest und ist nach Lage und Umfang ziemlich sicher bekannt. Erst der Mensch bringt dann diesen Vorrat durch Fördern, Aufbereiten und Verteilen in Bewegung, woraus dann die Gesamtkohlenwirtschaft entsteht.

Beim Wasser ist das leider nicht so einfach. Das Wasser ist nicht in einer feststehenden Menge vorhanden, sondern fällt uns Jahr für Jahr in ganz verschiedenen Mengen zu und läuft dann im Laufe eines Jahres in ganz verschiedener Weise, d. h. mehr oder weniger geballt als Hoch- oder Niedrigwasserabflußmenge fort. Wir können also eigentlich - wasserwirtschaftlich gesehen - niemals von einer stillstehenden Wassermenge, die in Kubikmetern gemessen wird, sprechen. Wir müssen immer die sich bewegenden Abfluß-, Zufluß- oder Durchflussumengen, d. h. die Menge (Kubikmeter) je Sekunde, Stunde, Jahr ins Auge fassen und beurteilen.

Die erste wasserwirtschaftliche Aufgabe, das Erfassen des Wassers, ist also nicht so sehr eine Bestandsaufnahme im Sinne einer Mengenerfassung, sondern viel mehr eine Beobachtung und Erforschung des Durchflusses. Sie klärt schließlich die große Frage des Wasserhaushaltes, die Frage nach der Beziehung zwischen Niederschlag und Abfluß. Diese Frage ist schon früher für große Gebiete aufgeworfen und auch mehr oder weniger zufriedenstellend beantwortet worden. Es hat sich aber immer mehr gezeigt, daß gerade in den Kleingebieten, also in den Niederschlagsgebieten der Nebenflüsse nicht ausreichend beobachtet wurde.

Man muß aber besonders in den Kleingebieten das Wasser noch nötiger als in den Großgebieten grundlegend erfassen. Denn auf dieser wasserwirtschaftlichen Grundlage der Kleingebiete wird man den Wasserhaushalt der Großgebiete besser und genauer erkennen und beurteilen. Dieser Satz gilt für alle Flußgebiete, in denen man Wasserwirtschaft treiben will. Ganz besonders aber für Schlesien, in dem die Kleingebiete so sehr eigentümlich, oder - besser gesagt - eigenwillig sind. Man denke an die hochwassergefährlichen Flüsse Neiße, Katschbach, Bober, Queis, an die schwierigen Wasserhältnisse der Bartsch oder Obra, an die wieder ganz anders gearteten Flüsse Malapane und Klodnitz und an die neu hinzugekommenen, schon erwähnten Flüsse Oppa, Olsa und Ostrawitza, wobei schließlich die Quelleder selbst nicht vergessen werden darf. Und hier sei bereits ein Auge auf das Quellteilgebiet der Weichsel etwa oberhalb der Przemslamündung geworfen, auf das Schlesien nunmehr übergreift. Es wird für den sich so kraftvoll entwickelnden schlesischen Industriebezirk sicher einmal eine bedeutende Rolle spielen.

Die Eigenwilligkeit der Einzel- oder Kleinflußgebiete prägt sich in dem Wasserablauf Schlesiens so stark aus, bestimmt so entscheidend bald hier, bald dort, bald heute, bald morgen den Abfluß. Es braucht also kein Wort darüber verloren zu werden, daß jedes dieser Kleingebiete erst einmal wasserwirtschaftlich erkannt werden muß, ehe die Gebiete unter sich in wasserwirtschaftliche Beziehung gebracht werden können.

Deutlicher kann sich wohl kaum der Weg vom Wasserbau zur Wasserwirtschaft abzeichnen, als in der Tatsache, daß im Großdeutschen Reich in den einzelnen Stromgebieten, so auch in dem der Oder, besondere Wasserwirtschaftsstellen eingerichtet worden sind, die sich mit dem Erfassen des Wassers und seines Abflusses zu beschäftigen haben. Auch daß die früheren Kulturbauämter heute Wasserwirtschaftsämter heißen, daß bei den neuen Reichsstatthaltern Danzig-Westpreußen und Posen-Warthegau besondere Wasserwirtschaftsabteilungen eingerichtet wurden, kennzeichnet die Schwengung vom Bau zur Wirtschaft. Bemerkenswert ist vielleicht auch die Umbenennung der Wasserbauämter in Wasserstraßenämter

# SCHLESIENS LAGE IM ODERGEBIET





den Wasserstand der Oder unterhalb von Ranfern zu erhöhen. Wenn auch dieser Bau und die Pläne für weitere Speicher im Odergebiet in erster Linie der Schifffahrt zugute kommen sollten, so wurde doch grundsätzlich das erstemal der wasserwirtschaftlich einzig richtige Gedanke verwirklicht, nach und nach zu einem möglichst völligen Abflussumenausgleich zu kommen. Denn nur dadurch, daß man langfristig die Hochwasserabflussumengen speichern und dementsprechend die Niedrigwasserabflussumengen aufhöhen konnte, beherrschte man das Wasser völlig im Sinne des wasserwirtschaftlichen Endzieles, nämlich keinen Tropfen ungenutzt dem Meere zufließen zu lassen. Damit ergab sich aber auch, daß alles daran gesetzt werden mußte, möglichst viele Speicher zu schaffen. Denn jeder verfügbare Speicherraum wird, gleichgültig aus welchem Anlaß er zunächst angelegt wird, dazu beitragen, den Abflussumenausgleich herbeizuführen. Zwar wird das wünschenswerte Ziel, daß nämlich durch jeden Flußquerschnitt stets die gleiche Menge Wasser fließt, nicht erreicht werden können, aber auch schon ein bestmöglicher Abflussumenausgleich bedeutet sehr viel!

Aus den Flüssen verschwinden die gefährlichen, ja vielleicht alle Hochwässer. Der Flußbau wird einfacher, der Deichbau an vielen Stellen überflüssig. Im schiffbaren Fluß gibt es keine Niedrigwasserstände mehr, so daß die Kähne immer voll beladen fahren können. Da die Hochwassermengen jetzt nicht mehr ungenutzt abfließen, stehen sie für alle möglichen Zwecke zur Verfügung: für Industrie, für Landwirtschaft, für die Wasserversorgung der Gemeinden.

Auch den Wasserkraftnutzern erwächst ein großer Vorteil, weil sie ständig mit der gleichen Kraft rechnen können, wobei es noch möglich sein wird, die Talsperrenspeicher hier und da weitgehend heranzuziehen, um Spitzenwasserkraft zu erzeugen.

Auch die Verschmutzung der Gewässer wird stark eingeschränkt werden, weil ja die Abwässer ständig genügend Abflussumengen zur Verdünnung vorfinden werden.

Nach diesem kurzen, bei weitem nicht vollständigen Streifzug durch eine bessere Zukunft müssen wir aber zunächst noch die gegenwärtige Lage in Schlesien betrachten. Zweifellos hat man überall erkannt, daß Speicher und nochmals Speicher mit den zu ihnen gehörenden Talsperren erforderlich sind. Zu dem Speicher von Ottmachau gefellten sich die von Turawa und Staumerder. Mit dem Bau des Speichers bei Berghof wurde begonnen. Weitere Entwürfe liegen baubereit vor. Bald, nachdem der Bau des Oder-Donau-Kanals beschlossen war, tauchten die ganz besonders Erfolg versprechenden Pläne für Speicher in der Quelloder, der Mohra und Oppa auf. Sie werden zur Zeit sorgfältig entworfen.

Der in der letzten Zeit wieder stark in den Vordergrund gerückte Elbe-Oder-Kanal Riesa-Breslau sieht ebenfalls Speicher für Bober-, Queis- und Neißewasser vor.

Aber auch sonst suchte und fand man in Schlesien viele Stellen, die zur Speichermwirtschaft geeignet sind. Es seien nur die großzügigen Pläne für das Peilegebiet erwähnt, die für wert gehalten wurden, in einem Großmodell auf der Internationalen Wasserwirtschaftsausstellung 1939 in Lüttich gezeigt zu werden. Auch die Fragen der Wasserwirtschaft im Bartschgebiet werden ohne Speichermwirtschaft nicht zu lösen sein.

Es würde zu weit führen, hier noch mehr Einzelheiten oder Einzelpläne, etwa die weiteren Möglichkeiten im oberen Odergebiet, in der Ostrawitz und Olfa, in der Ruda, Zinna und Höhenplotz aufzuzeigen. Auch muß ja Schlesien, wie schon angedeutet wurde, sein Augenmerk auf die ihm zukommenden Quellflüsse der Weichsel richten. Arm an Möglichkeit, eine durchgreifende und dem Ziele immer näher kommende Wasserwirtschaft zu betreiben, ist Schlesien jedenfalls nicht.

Es würde das Bild aber unvollständig sein, wenn man nicht auch noch die dritte Grundlage der Wasserwirtschaft betrachten würde, die neben dem Erfassen und Beherrschen des Wassers steht: das Verteilen des Wassers. Die klug ausgedachten Speicherräume mit ihren mehr oder weniger kostspieligen Talsperrenbauten werden nur dann ein wasserwirtschaftlich wertvolles Werkzeug werden können, wenn sie richtig betrieben werden. Das ist nun nicht leicht, und die Stelle, die sicher einmal einheitlich über den Betrieb aller Speicher zu entscheiden haben wird, bekommt eine unendlich schwere und

verantwortungsvolle Aufgabe. Man möge das schon daraus erkennen, daß die Abgabe von Zuschußwasser aus dem Speicher Ottmachau nicht sofort den gewünschten Erfolg hatte, und daß der Betrieb eine gewisse Zeit brauchte, sich einzuspielen. Die vielen Staustufen oberhalb von Breslau wirkten ja auch wieder als Speicher. Sie verschluckten bei der noch ungewohnten Regeltätigkeit an den Wehren die der unteren Oder zugeordneten Zuschußmengen, so daß diese stoßweise, aber unwirksam ankamen. Wenn also bereits für eine einzige wasserwirtschaftliche Maßnahme diese Schwierigkeit auftauchte, so wird man einsehen, daß später noch manche hinzukommen wird. Ebenso werden aber auch die deutschen Wasserbau- und Wasserwirtschaftsingenieure wie immer die Wege finden, die zum Ziele führen.

Ganz kurz sei hierzu noch etwas gesagt.

Zunächst wird man die Betriebsweisen aller Speicher, die in einem Fluß hintereinander liegen, aufeinander abstimmen müssen. Auch hierfür ein schlesisches Beispiel! Eines der letzten großen Neißehochwässer brachte das Speicherbecken Ottmachau zum Überlaufen. An sich ist dadurch sicher kein größeres Hochwasser unterhalb, also etwa in Neisse, entstanden, als es ohne die Talsperre eingetreten wäre. Damit sich solche Zustände aber nicht wiederholen, muß man oberhalb von Ottmachau in den Seitenflusstälern des Gläser Berglandes, vielleicht auch zwischen Wartha und Ottmachau nach weiteren Speichern suchen. Diese würden ähnlich kurzfristig wirken, wie es oben bei den Hochwassersturzmaßnahmen geschildert wurde, nur mit dem Unterschied, daß man aus diesem Grunde die Wassermengen viel genauer abgemessen herausläßt. Sie können dann, je nach der Wetterlage, hintereinander nach Ottmachau gelangen. Es bleibt dann dort genügend lange Zeit, die Grundablässe zu betätigen, also Freiraum für die Aufnahme zu schaffen. Ohne genaue Kenntnis des damaligen Wasserablaufes läßt sich der Erfolg für spätere Zeiten natürlich nicht verbürgen. Es sollte ja auch nur ein Beispiel gegeben werden, das einigermaßen gangbare Wege erkennen läßt.

Um das aus dem Speicher Ottmachau abzulassende Wasser nicht zu verlieren, könnte man ferner daran denken, für dieses Wasser nach einem weiteren Speicherraum zu suchen. Dabei muß einmal darauf hingewiesen werden, daß solche Räume nicht nur im gleichen Tale zu liegen brauchen. Sie sind sehr oft günstiger seitlich in Nebentälern oder in Geländemulden zu finden. In diese würde man Wasser auf verschiedene Art bringen können: durch Kanäle oder durch Rohrleitungen mit natürlichem Gefälle. Aber auch vor einem Überpumpen von zu speichernden Wassermengen wird man nicht zurückzureden. Es werden sich da oft Gelegenheiten ergeben, die zum Pumpen erforderliche elektrische Arbeit an anderer Stelle und zu anderen Zeiten vielfach zurückzugewinnen.

Schließlich darf man aber nicht bei dem Betrachten der in einem Flußgebiet hintereinander liegenden Speicherbecken und deren Zusammenhang im Betriebe stehen bleiben. Man muß daran denken, auch entferntere liegende Speicher miteinander in Verbindung zu bringen. Dadurch wird es möglich, je nach Bedarf einen Speicher des einen Flußgebietes mit Wasser aus einem anderen zu füllen. Hierzu werden verbindende Wirtschaftskanäle erforderlich, welche meist so geführt werden können, daß unterwegs weitere Wassermengen abgezapft oder auch zugeführt werden können. Oft werden es Hangkanäle sein, die auch gut geeignet sind, die Wasserkraft auszunutzen.

Solche Hangkanäle können übrigens bereits in ganz kleinen Abmessungen als Hanggräben gute Dienste leisten. Sie werden im Gebirge, also etwa im Gläser Bergland, den schnellen Abfluß dadurch verhindern, daß in ihnen das Wasser stehen bleibt. Man kann es aber auch in ihnen entlang bis zu einem geeigneten Speicher führen und auch da wird man oft die Wahl zwischen zwei Speichern haben können. Man kann das Wasser aber auch, wie es oft geschieht, versickern lassen, so daß es den Grundwasserschatz anreichert.

Dieser Hinweis bietet Anlaß, ganz kurz die Grundwasserfrage zu berühren. Es wird erforderlich sein, das Erfassen des Wassers auch auf das Grundwasservorkommen, auf sein Fließen und auf die Fließwege auszuweiten. Wenn es dann auch nicht so leicht sein wird, das Grundwasser ebenso zu beherrschen, wie das offen

fließende Wasser, so werden doch manche Maßnahmen möglich sein, den Grundwasserhaushalt an geeigneten Stellen zu vermehren, was besonders für die Trinkwasserversorgung wichtig ist. Das Grundwasser stellenweise anzureichern, wird auch um so leichter sein, je mehr man das offen fließende Wasser ausgeglichen, also aus den früheren ungenützt abfließenden Hochwassermengen Vorräte gewonnen hat.

Diese ganz allgemein gehaltenen Angaben, wie man der dritten Grundlage der Wasserwirtschaft, dem Verteilen des Wassers, gerecht werden kann, zeigen zwar nicht ausgesprochen schlesische Verhältnisse auf. Es könnte aber an Einzelfällen belegt werden, daß sehr oft auch in Schlesiens die angedeuteten Wege beschritten werden könnten, wie beispielsweise ja auch der schon hervorgehobene Wasserwirtschaftsplan für die Peile zeigt.

Wie einschneidend die Wasserwirtschaft beeinflusst werden kann, wenn ihr von anderer, früher sicherlich fremder Seite her ein Hilfsmittel kommt, soll noch an einem letzten Beispiel in Schlesiens gezeigt werden.

Es wurde bereits gesagt, daß der Oder-Donau-Kanal die Wasserspeicherpläne im Quelloder-, im Mohra und Oppa-Gebiet auf den Plan gerufen hat. Es wird da die Frage auftauchen, ob es richtiger ist, das in diesen Speichern gesammelte Wasser im Kanal oder in der bisherigen Oder weiter zu leiten. Denn es soll ja auch in der unteren Oder die Niedrigwasserstände aufhohen helfen. Man wird wahrscheinlich beide Wege benutzen.

Ganz anders sieht aber das Bild aus bei dem geplanten Elbe-Oder-Kanal zwischen Riesa und Breslau. Dieser legt sich quer vor die vom Hange kommenden Flüsse Katzbach, Bober, Queis, Neiße und Spree. Er fängt das vom Hange kommende Wasser wie eine Dachrinne ab und ist somit ein überaus gut geeignetes Verteilungsmittel für dieses Wasser. Dabei darf man nicht daran denken, daß das Wasser der genannten Flüsse unmittelbar in den Schifffahrtskanal geleitet wird. Sondern es wird zunächst in Speicher, die manchmal zwischen den Flußgebieten liegen, geleitet, ausgeglichen und von dort aus dem Kanal zugeführt. Dieser bringt je nach Bedarf das Wasser zur Oder nach Ransern oder zur Elbe oder in die wasserarmen Gebiete der Görliger Heide zum Nutzen der Landwirtschaft. Unterwegs wird sich auch manche Gelegenheit bieten, Kraft zu gewinnen oder zu anderen Zwecken Wasser abzugeben.

Da das Wasser die Natur ganz entscheidend belebt, ist es ein vorzügliches Mittel, viele Gegenden reizvoller zu gestalten, die vorher Ode waren. Ein verantwortungsbewußter Wasserwirtschafts- und Wasserbauingenieur wird es nicht zu dem Vorwurf kommen lassen, daß er die Natur durch seine Bauten verhandelt, die Gegend versteppt. Er wird im Gegenteil gerade das Wasser in den Dienst der Landschaftspflege stellen, hier für gute Sport- und Badegelegenheit sorgend, dort Erholungsstätten schaffend.

Da das Wasser ja fließen muß, also nicht aufgehalten werden kann, ist es auch möglich, daß es noch viel weiter unterhalb Nutzen stiftet. Berlin wird es dankbar begrüßen, wenn es durch den Elbe-Oder-Spree-Kanal, der ja vom Elbe-Oder-Kanal durch das Braunkohlengebiet hindurch nach dem süd-ostwärts von Berlin liegenden Schwielochsee abzweigt würde, Wasser bekommt. Unterwegs wird der Kanal noch mancherlei neues Wasser aufnehmen können. Der Schwielochsee selbst wird wiederum ein ausgezeichnete Speicher für Berlin sein.

Es sollen hier keine weiteren Einzelheiten geschildert werden, damit gerade der Großgedanke, den Schifffahrtskanal zu einem ausgeprägten Wasserwirtschaftskanal zu machen, scharf erkannt und gewürdigt wird. Es hat eine Zeit gegeben, die den Schifffahrtskanälen die Daseinsberechtigung absprach. Heute muß man er-

kennen, daß der Oder-Elbe-Kanal ein wichtiges Stück der verkehrswirtschaftlich kürzesten Wasserstraße sein wird, die aus Mitteldeutschland, von der Weser her, über Leipzig-Riesa, aber auch vom Tor der Welt, von Hamburg her nach der Oder bei Breslau führt. Hier beginnt dann der Weg oderaufwärts einerseits zur Donau bei Wien, andererseits quer durch Oberschlesien unter Benützung des Adolf-Hitler-Kanals zur Weichsel und zum Dnjestr und schließlich zum Schwarzen Meer. Schon allein die Bedeutung für den Warenaustausch rechtfertigt heute mehr denn je diesen Kanalplan durchaus. Wenn sich zu ihm aber noch der außerordentlich große wirtschaftliche Wert gesellt, der zunächst hier zur Sprache gebracht werden mußte, da wird man einsehen, daß keine Minute gezögert werden darf, das Ziel weiter zu verfolgen.

In ähnlicher Weise können vielleicht die Weichselwässer aus den Karpatenquellflüssen für Schlesiens und darüber hinaus für den Warthegau nutzbar gemacht werden.

Da der Übergang eines Kanals von der Oder zur Weichsel quer durch Oberschlesien hindurch Speisewasser braucht, das aus den Weichselquellflüssen oberhalb der Przemslamündung genommen werden kann, zieht so wie so Weichselwasser in das obereschlesische Gebiet hinein. Dann sollte man dieses Wasser aber noch so lange als möglich verwerten, indem man es weiter nach Norden schickt. Ein längst geplanter Schifffahrtskanal, der von Oberschlesien zur Weichsel bei Thorn führt und so den kürzesten Anschluß Oberschlesiens nach Danzig herstellt, wäre durchaus geeignet, das Weichselwasser zunächst in das Warthegebiet, in die Gegend von Litzmannstadt zu führen, wo Wasserarmut herrscht. Bei Thorn würde es wieder die Weichsel erreichen, nachdem es auf seinem Wege dahin mannigfaltigen Nutzen gebracht hat. Wenn auch hier nur wenig Vorarbeiten vorliegen dürften, so ergibt sich doch bereits aus der Ähnlichkeit mit den bekannten schlesischen Verhältnissen und aus einigen Erfahrungen, die bei früheren Entwürfen gesammelt wurden, daß keine besonderen Schwierigkeiten des Geländes bestehen, den Plan durchzuführen. Es gab einmal warnende Stimmen, die von einer Verstepfung Schlesiens sprachen. Sie hätten wohl recht behalten, wenn es wie früher ohne eine gut durchdachte Wasserwirtschaft weiter gegangen wäre. Das ist glücklicherweise anders geworden, denn neben den Schwarzlehren standen auch von jeher die Verfechter der Wasserwirtschaft. Sie drangen aber erst mit ihren Ansichten durch, als das Gemeinwohl vor den Eigennutz trat. Nun hörten alle hin und erkannten glücklicherweise, ehe es zu spät war, die große Bedeutung einer richtig geleiteten Wasserwirtschaft.

Diese Bedeutung, das sei abschließend noch gesagt, erschöpft sich nicht in einer obrigkeitlichen »Bewirtschaftung« des Wassers, auch nicht in einem Wirtschaften mit dem Wasser. Sie soll es fertig bringen, unser lebenswichtigstes Naturgut überallhin und im richtigen Maß so zu verteilen, daß es allen Volksgenossen nach der mannigfaltigsten Richtung hin nützt. Und wie früher die Flußtäler mit ihrem Wasser eine besondere Anziehungskraft auf die Siedler hatten und zu den großen Stadtgründungen führten, so soll heute das sinnvoll verteilte Wasser auch wieder Menschen und Betriebe aus den zusammengeballten Kasernenstädten einer ungesunden Zeit in lichte Lebensräume ziehen.

Die schlesischen Eichen in unseren Oderwäldern stehen fest verwachsen in ihrem Boden. Es muß Schlesiens gelingen, durch eine weit über seine Grenzen reichende, wohlgedachte und zielbewußt durchgeführte Wasserwirtschaft einen erheblichen Teil unseres Volkes in deutschem Boden ebenso eichenfest zu verwurzeln. Mit diesem wertvollen Beitrag, die Volkskraft zu stärken, werden wir dem Führer danken, daß Schlesiens Lage im großdeutschen Raum so überaus glücklich geworden ist.

# VERLIEBTE ODERFAHRT

## SCHLUSS

Trauer wollte ihn ankommen, da er daran dachte, daß sie ja doch mit jedem Augenblick weiter auf das Ende dieses Tages zutrieben. »Jetzt nicht daran denken!« befahl er sich und suchte ihr Gesicht.

Sie stießen vom Ufer ab und trieben unter der Brücke hindurch. Unterhalb legten sie wieder an, um den Mast wieder aufzurichten und das Segel zu setzen.

»Das ging schon ganz gut«, lobte der Kapitän, »aber beim nächsten Male wird es noch schneller gehen.«

Nun segelten sie wieder gemächlich auf dem Strom dahin, die Sonne war höher gestiegen und warf nun ihre sommerliche Lichtflut über das schlesische Land, das heiter überglänzt an seinem Strom dahinwanderte wie in frommer Wallfahrt und gesegnet von der Nähe seiner großen Kraft. Wo der Flußwald einen Durchblick gewährte, konnte man weit in die flimmernde Tiefe des Landes hineinblicken, wo goldhelle, sanftgeschwungene Fruchthügel sich mit den blaßbunten Gevierten von Wiesen und Waldstücken abwechselten. Da krauselten sich alte Bäume über roten Dächern, versteckt lag ein Dorf im Land, nur sein breiter Kirchturm stand hell im Licht. Auf Weiden waren Rinderherden verstreut, Fohlen tollten in einer Koppel, anderswo war man dabel, Kleeheu zu laden und einzufahren, an anderen Stellen fraß sich auch schon die Mähmaschine durch das reife Korn.

Helmut und Kornelia betrachteten mit stillen Augen die schön ausgebreitete Welt. Ein großes, gutes Gesetz war darüber; es war, als sei der Strom mit seinem zeitlos dahintreibenden Wasser, das das bunte Spiegelbild der Ufer trug, nur das Sinnbild dieser Erde mit ihrem breit dahinströmenden Leben, das kein Gestern und kein Morgen kannte - nur eine ewige, fruchtbare Gegenwart.

Über dem Strom begann der heiße Atem des Sommertages zu wabern. Kein Wölkchen stand am Himmel; hinter den Abdeckungen der Wälder schief der Wind oft ein, dann trieben sie leicht auf der großen Flut dahin und hatten »kein Steuer am Schiff«, wie der Kapitän es nannte.

»Ich schlage vor«, sagte Helmut, »wir machen früh mittag und legen irgendwo an einer schönen Uferstelle an, wo wir baden und Mittag kochen können. Einverstanden?«

Kornelia nickte: »Auf das Baden freue ich mich schon besonders!«  
»Und wie wird es mit dem Kochen?«

Ihre Augen lachten. »Ach so... Da bin ich für etwas Leichtes, kein Fleisch oder so... Wenn wir irgendwo Gemüse und Kartoffeln bekommen?«

»Ja, wir kommen noch an einem kleinen Städtchen vorbei, dort kann eingekauft werden«, bestimmte der Kapitän.

Nicht viel später sahen sie eine Brücke vor sich, ein Zeichen, daß das Städtchen nahe war. Sie legten wieder den Mast um, trieben am Ufer hin und machten unterhalb der Brücke an einem kleinen Holzka, zwischen Kähen und Fischerbooten, fest.

Kornelia ging einkaufen, indessen wanderte Helmut zu dem nächsten Haus und füllte den Tank mit frischem Wasser. Eine Schar Kinder kam zum Ufer herabgelaufen und bewunderte das Boot. Mit singenden Stimmen flüsterten sie staunende Worte. Es roch nach Fischen und Teer. Die alten Uferweiden zeigten manchmal unter einem Luftzug ihr silbernes Gefieder, wie große Vögel, die schlafend auf einem Beine stehen, einmal halb im Traum die Flügel rühren und dann wieder weiterschlafen. Eine unsagbare Vertraulichkeit lag über allem, ein warmes Schimmern, das in den Dächern und Giebeln lag, in Baum und Wasser, und in den Augen der Kinder, in ihren Worten, ihren Bewegungen... Helmut legte sich in das Gras im Uferschatten und träumte in die silbernen Baumkronen hinauf.

Nach einer Weile kam Kornelia; sie habe alles bekommen, sagte sie; sie war fröhlich und schien ganz verliebt in das kleine Städtchen,

plauderte, während sie ihre Einkäufe im Boot verstaute, von den verwünschten Gassen und den Menschen, die sie so verwundert angeschaut hätten in ihrem Trainingsanzug - »und als ich ihnen sagte, daß wir im Boot die Oder hinabfahren, wurden sie richtig ängstlich: ich solle doch um Gottes willen nicht ertrinken, der Strom sei so tückisch... Und ob ich denn schwimmen könne, und ob ich denn auch ganz sicher sei! Da mußte ich schon lächeln; foviell Anteilnahme habe ich doch noch nicht erlebt...«

Dann setzten sie wieder Segel, die Kinder sahen ihnen nach, zuerst mit Rufen, dann ganz still, ohne sich zu rühren, und das Ufer schwand fort mit dem Silberdämmer der Weiden, das Städtchen verblaßte zu einer pastellfarbenen Unwirklichkeit, war endlich nur noch ein bunter Flecken am schwelenden Sommerhimmel und versank zuerst hinter einer Biegung des Stroms.

»In den Wäldern können wir nicht lagern; da wimmelt es von Bremsen und Mücken«, sagte der Kapitän. »Wir müssen irgendwo, wo die Ufer offen sind, einen Schattenbaum finden.« Sie brauchten nicht lange zu suchen; eine riesige, alleinstehende Eiche lockte sie schon von weitem an, und dort fanden sie Schatten und weiches, süßes Gras.

»Hier bleiben wir!« rief Kornelia.

Sie tanzte auf dem Grasplatz unter der Eiche herum - »zuerst müssen wir aber baden!« rief sie, »eher mache ich mich nicht ans Mittag!« Helmut war einverstanden. Er lachte zu ihr hinüber, ihr ausgelassenes Tanzen hatte etwas so Seligmachendes - hinter ihr, nach dem Landinneren zu, stand die goldene Mauer eines Kornfeldes und schwankte manchmal etwas im Sommerwind, der schläfrig über die Felder strich.

Sie streiften die Trainingsanzüge ab und standen im Badeanzug da, und dann liefen sie jubelnd auf den Strom zu, den Damm hinab, und eine Bühne hinaus, stürzten sich ins Wasser und schwammen schon im nächsten Augenblick weit draußen in der starken Strömung davon. »Ach, ist das herrlich!« rief Kornelia. »Ja!« rief Helmut zurück. Er schwamm ein paar Längen vor ihr, wartete jetzt aber auf sie, und nun trieben sie einträchtig nebeneinanderher den Strom hinab.

Ach, sie hätten immerzu so weiterschwimmen können, immer weiter und immer weiter, in der großen, erfrischenden Flut, die sie trug! Weit, weit unten gingen sie endlich an Land und liefen auf dem Uferdamm zurück. Als sie ihr Boot erblickten, wie es still am Ufer lag, mit dem braunen Bord und dem hellen Segel, jubelten sie auf und zeigten es einander, und liefen nun Hand in Hand weiter.

Dann lagen sie heiß atmend unter der Eiche, felig müde und blutdurchrauscht...

»Ist das schön«, flüsterte Kornelia. Sie lag ein paar Schritte von Helmut entfernt im Gras auf dem Rücken. »Ist das schön...«, träumte sie weiter.

Ein leises Rauschen war in der Luft, war es das Rauschen des Stromes, oder kam es aus der hohen Baumkrone, durch die der Wind gehen mochte, - oder rauschte es aus ihnen selbst heraus...?

Sie lagen still und rührten sich nicht; hoch oben in der Eichenkrone hing der volle, fettblaue Sommerhimmel...

Helmut wandte den Kopf und sah Kornelia nicht weit entfernt liegen, halb versunken im hohen Gras, er sah ihr leicht gebräuntes Gesicht, ihre Schultern und Knie, auf denen noch das Wasser flirrte, die schöne Form des Körpers im braunen Badeanzug gegen das Grün des Grases. »Ja, es ist schön...«, lächelte er zu ihr hinüber.

Er wollte aufstehen und zu ihr hinübergelien, alles in ihm drängte danach, und doch zwang er sich, liegenzubleiben, ganz still liegenzubleiben, als sei er der Hüter eines schönen Geheimnisses, das nicht vorzeitig entdeckt werden dürfe. Nur seine Augen wanderten immer wieder zu ihr, über die schattendämmerige Grasmulde dahin und bis zum hinteren Saum, wo das Korn in schwerem Leuchten unterm Sonnenlicht stand. - »So, jetzt wird gekocht!« rief Kornelia plötzlich und sprang auf.

Er half ihr die Kochkiste vom Boot herübertragen; dann durfte er sich wieder hinlegen und träumen. Er lag mit geschlossenen Lidern

und hörte, wie Kornelia Mohrrüben schabte und Kartoffeln schälte und wie sie dabei leise vor sich hinsang. Er dachte an die Stunden, die sie nun zusammen waren; eine so schöne Stromfahrt hatte er noch nicht gemacht, noch nie. Es war doch ein unverhofftes Glück, daß dies noch in letzter Stunde gekommen war. Dies mit Kornelia . . . Er sah die Welt auf einmal ganz anders an; er hatte an allem mehr Freude, an allem, was kam und jemals kommen würde. Auch wenn bei dem Gedanken, daß sie sich heute abend trennen würden, eine flüchtige Traurigkeit über ihn kam - sie änderte nichts daran. Es war schön, sehr schön . . .

Nun stand der alte Baum reglos in der Mittagsstille; kein Luftzug war mehr da. Kornelia aber klapperte heimlich mit dem Geschirr, und bald drang auch der Duft des kochenden Gemüses zu ihm her . . . »Ah!« machte Helmut und wollte sich aufrichten. Kornelia jedoch rief, daß er liegenbleiben müsse und erst kommen dürfe, wenn alles fertig sei, aber nicht eine Sekunde eher!

Als sie ihn dann endlich rief, brach er in ein großes Verwundern aus: Mitten im Gras war ein allerliebster Tisch gedeckt, das bunte Tuch, dampfende Teller, und neben jedem Teller ein Schälchen mit gezuckerten Erdbeeren . . . und alles so verlockend zurechtgemacht. Helmut wußte nicht, woran es eigentlich lag, aber er glaubte, noch nie einen so schönen Mittagstisch gesehen zu haben.

»Schmeckt es?«  
Na, und ob es schmeckte! Sie saßen einander gegenüber und hoben Löffel auf Löffel genüsslich zum Mund, sprachen kein Wort, sahen sich nur manchmal an und aßen. Nur ihre Augen lachten sich zu.

Es blieb nichts übrig im Topf, und nun kamen die Erdbeeren dran. Der Saft der Früchte war von einer schweren Süße, die fast trunken machte. Sie aßen gemächlich Beere um Beere und blickten dabei auf den Strom hinaus, der breit und gleißend dalag und ohne Bewegung schien. Alles schien stillezustehen in der müden Hitze des Sommermittags.

Helmut holte dann die Harmonika aus dem Boot, und indeffen Kornelia abwusch, setzte er sich gegen den mächtigen, uralten Stamm des Baumes und spielte etwas . . . Sie sah manchmal zu ihm herüber und lächelte.

Später schlief die Harmonika ein; Kornelia war fertig, sie streckten sich nebeneinander ins Gras und schwiegen. Als Helmut nach einer Weile den Kopf hob, sah er, daß sie schlief. Ihre Brust hob und senkte sich leise; der Mund war etwas offen und ließ die Zähne sehen; die Wangen waren leicht gerötet. Helmut sah ihr lange zu, wie sie so schlief, ins Gras geschmiegt, ein Bild unfasbarer Lieblichkeit. Er bewegte sich nicht, sah sie nur an und träumte.

Die Zeit ging hin, die Sonne wanderte weiter. Helmut wurde endlich auch müde und schlief ein.

Da schliefen sie nun beide, unter dem hohen, dämmerigen Baum; am Ufer lag verloren das Boot und bewegte sich unmerklich im Strom, der mit leisen Geräuschen unter ihm dahinzog, groß und mütterlich . . .

Helmut wurde endlich von einem nahen Lachen geweckt; als er die Augen auftat, kniete Kornelia dicht vor ihm, noch immer lachend den Kopf schüttelnd. »Schläft doch wie ein Bär!«, rief sie belustigt aus, »und dabei ist der Kaffee längst fertig!«

»Wahrhaftig?« stieß Helmut betroffen hervor. »Habe ich so lange geschlafen?« Da sah er, daß es schon weit im Nachmittag war. »Da verschlafe ich die schöne Zeit, und Sie wecken mich nicht einmal!« rief er vorwurfsvoll.

Kornelia lachte. »Wer schläft, der sündigt nicht, hat meine Mutter immer gesagt - und außerdem wollte ich Sie ja mit dem Kaffee überraschen! Sehen Sie lieber einmal her!« Ach, da war wieder das kleine Tischlein=deck=dich, der Kaffee dampfte aus der Kanne, die Tassen warteten schon auf sie, und auch ein Berg Kirchkuchen lag auf einem Teller freundlich bereit.

»Sie sind doch ein Allerweltskerl!« staunte der Kapitän. »Na, da ist es mir doch wenigstens gelungen . . .«, lächelte Kornelia, »und der Grimm scheint befänftigt!«

Ja, Helmut war ganz und gar veröhnt. »Heute ist ein Tag wie im Paradies«, er lachte, »ich kann schon fast nicht daran glauben.«

Die Eichkrone rauschte manchmal verhalten über ihnen auf; der Wind hatte wieder aufgefrischt. Er warf hin und wieder einen Zipfel des Tischtuches auf den Tisch, und Kornelia strich mit der Hand darüberhin und brachte es wieder in Ordnung. Helmut sah ihr dabei zu. »Eine richtige Hausfrau ist sie doch . . .«, dachte er dabei. Warum kam ihm das auf einmal so liebenswert vor? Ach, in seinen geheimsten Gedanken rührte er wohl schon daran, wie schön es sein müsse, wenn sie immer so um ihn sein könnte. Aber er sagte nichts davon, ja, er hatte sogar eine seltsame Angst, sie könne ihm die Gedanken vom Gesicht ablefen und unmutig darüber werden. Nein, sie dürfe um keinen Preis etwas davon wissen! Und wieder kam er sich wie ein Wächter vor, ein Wächter über das Geheimnis der neu heraufgestiegenen Welt.

Am späten Nachmittag glitten sie wieder auf den Strom hinaus; noch lange sahen sie, wenn sie zurückblickten, den hohen Eichbaum ihrer Mittagsrast - später aber machte der Strom einige Windungen und erforderte ihr ganzes Augenmerk; der Wind hatte etwas gedreht, sie mußten mehrere Male kreuzen. Kornelia, die wieder die Fock bediente, zeigte sich dabei bald sehr geschickt; Helmut war zufrieden mit ihr. Dies war ein anderes Segeln! Das Boot rauschte mit geneigtem Segel über das Wasser dahin, zuweilen kam das Wasser bis hart an den Sülrand. Die Segel waren prall, und wenn sie »über den Stag gingen«, flatterten sie einen Augenblick hell auf, ehe sie sich wieder füllten. Kornelia jauchzte und hatte blanke Augen. Sie sah Helmut an, der so gleichmütig und sicher das Boot hart an den Buhnen vorbeiführte und erst dicht vor dem Ufer herumwarf.

Ach, darüber verging die Zeit so schnell.

Schon neigte sich die Sonne wieder zu den Flußwäldern herab . . . Allmählich färbte sich das Licht wieder golden und verzauberte die Stromlandschaft. Sie trieben an einer Fähre vorbei, die eben ans Ufer stieß; ein hochgeladener Erntewagen stand darauf, zwei schwere Schimmel waren davorgespannt, Knechte und Mädchen mit bunten Kopftüchern und Röcken und Blusen, die teils oben auf der hohen Fracht saßen oder aber gegen die goldene Wand gelehnt standen - das alles war nun wunderbar ins Licht der sinkenden Sonne getaucht und warf sein buntes Spiegelbild ins Wasser; eine märchenhafte Stimmung lag darüber.

Sie segelten jetzt wieder stetig mit dem Winde; Kornelia durfte den Kapitän eine Weile lang ablösen und Ruder und Großsegel bedienen. Helmut stand vorn am Bug vor dem Mast und blickte über den lichtgoldenen Strom. Sie sah manchmal zu ihm hin; das helle Haar wehte ihm etwas in die Stirn, das sah so jugenhaft aus.

Sie war mit einemmal sehr, sehr froh, daß dieser Mensch da vorn ihr begegnet war. Weiter dachte sie nicht.

Einmal aber gingen ihre Gedanken zurück zu dem Städtchen in den Bergen; sie versuchte sie abzuwehren, konnte es jedoch nicht. »Soll ich es ihm sagen?« dachte sie. »Soll ich ihm sagen, warum ich so froh bin? Ach nein, es ist nicht nötig - dies ist ganz anders.« Sie schüttelte den Kopf.

Helmut stand immer noch vorn am Mast und sah in die Ferne. Und dann sprach Kornelia doch.

»Wissen Sie, ich muß es Ihnen doch erzählen . . . Vorhin habe ich etwas ausgelassen -«, ein Zögern war in ihrer Stimme, eine leichte Unsicherheit; Helmut hörte sie heraus und wandte sich deshalb nicht zu ihr herum, sondern nickte nur.

»Eigentlich bin ich aus dem Städtchen geflohen!« stieß Kornelia hervor. »Sicher verstehen Sie das: Da war ein junger Mann, wir hatten denselben Weg und lernten uns dadurch näher kennen. Ein paarmal sind wir abends auf dem Heimweg ein Stück zusammen spazieren gegangen. Weiter nichts - und da fragt er mich eines Tages, ob ich seine Frau werden könnte! Ich mußte zuerst so lachen, - ich kannte ihn ja doch kaum! Er hatte sicher einen Scherz gemacht . . . Aber gleich darauf merkte ich, daß es ihm ernst damit war. Da erichrak ich fürchterlich, wissen Sie. Er konnte mich doch nicht nach so etwas fragen, wo wir uns kaum überhaupt kannten. Sicher werden Sie mir recht geben, daß das gar nicht ging . . .!« Der Kapitän nickte schweigend.

»Ja«, fuhr sie fort, »ich habe ihm das auch gesagt; aber er ließ es sich nicht einreden. Und dann war er immerzu da und drängte,

wissen Sie, das war so häßlich, ich hatte kaum noch eine freie Minute und ich konnte kaum noch an etwas anderes denken - immerzu mußte ich Angst haben, daß er käme. Zuletzt fing ich an, ihn richtig deswegen zu hassen. Zuerst hatte ich ihn ganz gern gehabt, er plauderte so hübsch, und es ging sich zu zweien auch besser als allein - aber jetzt war mir das alles verleidet; ich war jedesmal froh, wenn ich ihm aus dem Wege gehen konnte.«

Helmut hatte sich nun herumgewandt und streifte sie mit einem flüchtigen Blick.

Kornelia, als sei sie durch seinen Blick dazu ermuntert, setzte noch zornig hinzu: »Er verstand es einfach nicht, daß man Zeit für sich haben muß, sehr viel Zeit! Er dachte, man müsse ihm gleich eine Antwort geben können. Von dem Augenblick an haßte ich ihn!« So, nun hatte sie alles herausgesagt, was ihr auf dem Herzen lag. Warum hatte sie es eigentlich sagen müssen? Sie wußte es selbst nicht; nun aber war sie froh, daß es gesagt war. Plötzlich hatte sie Angst, daß Helmut es falsch aufnehmen könne, und sie blickte zu ihm hin.

Helmut sah sie kurz an; dann sagte er:

»Ja, das verstehe ich schon; man muß Zeit haben. Aber es war wohl nicht der Richtige, sonst hätte er nicht so gefragt . . . Eigentlich hätte er doch alles spüren müssen, nicht?«

Kornelia nickte stumm.

»Wenn es der Richtige gewesen wäre, so hätte er vielleicht von Anfang an alles gewußt, aber er hätte gewartet, bis die Stunde da war, wo man es sich sagen kann. Ich denke mir, es muß ganz von selbst einmal dahin kommen, und man kann es getrost abwarten. Es ist dann auch gar keine Frage mehr.«

Wieder nickte Kornelia, als hätte er ihr aus dem Herzen gesprochen. »Deshalb war ja auch heute alles so schön!« stolperte sie plötzlich heraus; doch kaum hatte sie es gesagt, da wurde sie von einer flammenden Röte jäh überflutet. Gott sei dank, Helmut nickte nur und sah nicht zu ihr herüber. Sie hatte sehr Angst, daß sie etwas ganz Falsches gesagt habe, und sie war auf einmal so verwirrt, daß sie keinen klaren Gedanken fassen konnte.

Unterdes aber trieb das Boot weiter in den schönen Abend hinein, es glitt fast lautlos dahin, das Leuchten in den Segeln wurde tiefer, honiggelb und dann schon goldbraun . . . Und nun wurde es wieder so still auf dem Strom wie am Abend zuvor. Aber es war ihnen beiden, als habe der Strom ihr Leben weit fortgeführt, weit fort von allem Vergangenen - an das Tor eines Neuen, Größeren, dessen Nähe man felig erschauernd spürte.

Im letzten rostrotten Licht des Tages erreichten sie das kleine Odersdorf, wo ihre gemeinsame Fahrt endete. Kornelia konnte von hier aus mit der Bahn zurückfahren und noch am späten Abend wieder daheim sein, Helmut aber wollte hier vor Anker gehen und nächsten, um am nächsten Tag den Strom weiter hinabzusegeln, bis an die See . . .

Sie wurden plötzlich sehr still.

Aus dem Dörfchen klangen die Geräusche des Abends herüber; die beiden lauschten ihnen nach und redeten nichts. Sie waren noch früh; eine gute Stunde hatten sie noch, bis der Zug fuhr.

»Kann ich uns nicht einen Tee kochen?« fragte Kornelia.

»Ja, das ist ein guter Gedanke!«

Sie waren nun beide froh, daß sie die Sprache wiedergefunden hatten, und plauderten leichtthin von diesem und jenem. Aber die Herzen waren ihnen schwer, und Kornelias Lächeln war mühsam. Das Teewasser sang, Kornelia goß ein; sie nippten von dem heißen Getränk. Die Sonne war untergegangen, eine blaßrote Dämmerung lag über dem Fluß. Über den Wäldern zogen bunte Dunstschleier dahin und vergingen im samtblauen Abendhimmel. Vom Ufer herüber summten die Mückenschwärme.

Nun begann Kornelia leise von ihren Bergen zu erzählen, von ihrer ganz anderen Schönheit, und Helmut sagte, daß er einmal kommen und mit ihr im Gebirge wandern wolle.

»Ja«, sagte Kornelia und sah ihn mit frohen Augen an, »das wäre schön.«

Da holte Helmut das Logbuch hervor und trug ihren Namen darin ein, dahinter schrieb er »Vorshotmann auf meiner schönsten Oder-

fahrt«, doch sah Kornelia dies nicht, und dann trug er auch ihre Anschrift ein.

»Im Herbst, wenn die Wälder bunt sind . . .«, sagte Helmut, und »Ich freue mich schon heute darauf.«

Dann schwiegen sie wieder still. Das Dämmern wob immer dichter über dem Fluß; wieder nahte eine Nacht.

Kornelia bat sich ihren Rucksack aus und sprang ans Ufer. Als sie wieder hinter den Gebüsch hervortrat, hatte sie sich verwandelt: eine helle Bluse und ein knapper, weißer Leinenrock umfing jetzt ihre Gestalt.

»Nun müssen wir wohl gehen . . .«, sagte sie zögernd.

Helmut nickte. Er knöpfte die Perfenning über das Boot, dann standen sie beide noch einen Augenblick lang schweigend am Ufer, sahen den abendlichen Strom vor sich mit seinem unaufhörlichen Treiben und dem verhaltenen Flüstern des Wassers, eingebettet in die tiefe Stille der anbrechenden Nacht - dann wanderten sie durch das abendmüde Dorf zur Bahnstation, lösten die Karte und warteten - - -

Als sie schon in der Ferne die quellenden Lichter Augen der Lokomotive erblicken konnten, rief Kornelia plötzlich: »Ich habe ja noch Ihren Schlüssel!«

Sie kramte eilig in ihrem Täschchen und hatte ihn bald gefunden. »Hier ist er!«

Sie reichte ihn Helmut.

»Ja, und . . .«, sagte Helmut, »was soll nun eigentlich mit dem schlimmen Brief geschehen?«

Kornelia zögerte einen Augenblick. »Ach, machen Sie es, wie Sie wollen!« sagte sie dann halb im Lachen, »lesen Sie ihn . . . oder lesen Sie ihn lieber nicht! . . . Ach, es ist ganz gleich . . . Eigentlich wissen Sie schon alles . . .«

Kurz darauf sagte sie noch: »Als ich ihn schrieb, wußte ich noch nichts von . . . na, von allem, was dann kam . . . Ich schrieb ihn eigentlich nur für mich.«

Da kam schon der Zug herangefaucht, Kornelia stieg ein, sie öffnete, der Zug fuhr wieder an - »Auf Wiedersehen!« rief Kornelia und winkte, »Auf Wiedersehen!«

Helmut sah ihr nach, bis die Lichter sich in die Dämmerung verloren hatten. Dann ging er langsam zum Strom zurück. In der Hand hielt er noch den kleinen Schlüssel, den sie während der Fahrt aufbewahrt hatte. »Nun ist alles zu Ende«, dachte er, »sie ist fort.« Die warme Dunkelheit der Sommernacht machte die Schritte so schwer, oder was war es . . .

Helmut kam zu seinem Boot, knöpfte die Perfenning zurück und sprang hinein. Da fühlte er wieder den kleinen Schlüssel in seiner Hand, er sperrte die Lade auf und nahm den Brief heraus. Eine Weile hielt er ihn in der Hand und saß am Bootrand, starrte verloren in das ziehende Wasser, und alle Bilder des schönen Tages zogen dabei noch einmal vor ihm vorbei. Kornelias helles Lachen hörte er, und ihre Stimme, und ihre braunen Augen sah er, ihren herrlich jungen Körper, wie sie in dem Gras unter der Eiche dahingestreckt lag und schlief, die leicht geröteten Wangen und das im Schlaf wunderbar gelöste Gesicht . . .

Da fühlte er wieder den Brief in der Hand. Er könne tun mit ihm, was er wolle, hatte sie gesagt. Ein wenig mädchenhafte Scham hatte durch ihre Worte geklungen.

Einen Augenblick lang war er un schlüssig. Auf einmal aber war es ihm, als berge dieser Brief das schöne Geheimnis, das er den ganzen Tag über gehütet hatte, und das nicht vorzeitig gelüftet werden wollte.

Plötzlich lächelte Helmut. Er tauchte die Hand mit dem Brief ins Wasser und spürte, wie der Strom ihn ergriff, aus seiner Hand löste, und davontrug. Das Wasser hatte ein wenig dabei gerauscht, jetzt war es wieder still, lautlos trieb es am Boot vorbei.

»So ist es am besten«, dachte Helmut mit leisem Lächeln, »ja, so ist es am besten! Nimm du ihn hin, mein lieber Strom, der du uns alle Sehnsucht und Seligkeit geschenkt hast - nimm du ihn hin.«

Nun stand die Sommernacht über dem Strom, quellendwarm und gefränkt vom Duft der Früchte, und über den Eichwäldern gingen geheimnisvoll die ersten Sterne auf.

# HEIMKEHR

VON ARNOLD ULITZ

**A**ls der Führer an einem unvergeßlichen Tage das tat, was wahrlich nur er allein vor dem deutschen Volk verantworten konnte, als er aus tiefem, ehrlichem Willen zum Frieden seine maßvollen Forderungen an Polen aussprach, da zitterte den Oberschlesiern vor Trauer das Herz, denn sie kannten ja noch andere heilige Namen außer Danzig, sie trauerten seit siebzehn Jahren um Städte, die sich an Schönheit freilich mit jener Stadt nicht messen können, die aber trotz Dreck und Qualm allen berühmten Orten der Welt eines voraushaben: daß sie die Städte der Kindheit, daß sie die Heimat sind. So trauerte ich um Kattowitz.

Ich entann mich damals eines kleinen, erschütternden Vorfalles, den mir mein Kattowitzer Bruder erzählt hatte: Da war, als die deutschen Regimenter ins Sudetenland einrückten, ein Arbeiter ins Amt des Deutschen Volksbundes gestürzt und hatte, brennend vor wilder Freude, gefragt: »Wann holt er uns, Herr Doktor, wann holt er uns?«

Er! Das hieß: der Führer.

An diesen unbekanntem, oberischlesischen Arbeiter dachte ich und an die andern seinesgleichen, die niemals aufgehört hatten zu hoffen, und die nun wie betäubt fühlen mußten: Uns holt »er« nicht, uns nicht!

Dann aber geschah das Wunder: Polen lehnte ab, der Krieg war unausbleiblich, und ich werde niemals vergessen, wie unbeirrbar ich vom ersten Augenblick an wußte: Jetzt wird Oberschlesien wieder deutsch, jetzt holt »er« uns doch!

Wir hatten in den ersten Kriegsnächten herrlichen Mond. Ich stand in jeder Nacht auf dem Balkon, die völlig verdunkelte Stadt wurde vom blauen Silber der Mondnacht wunderbar überhaucht. Die Petunien dufteten zart vom Tau, dickbäuchige Falter schwirrten und tauchten die runden Köpfe in Kelch um Kelch. Es waren Kriegsnächte, wir aber, wir vom deutschen Heer Behüteten, hörten keinen Schuß, und nichts Böses schien denkbar in diesem friedlichen Lichte. Aber unten, wie ist es da unten in Oberschlesien?

Gibt es noch ein Kattowitz? Stehen die Häuser noch, wo ich einmal wohnte? Liegt die Straße, die wir als verliebte Knaben einst durchwandelten, in Trümmern? Wühlt sich ein Schützengraben durch den Garten meiner Kindheit? Lebt mein Bruder mit den Seinen noch? Und die vielgeliebte, waldige Höhe im Süden der Stadt, ist sie jetzt ein blutiges Schlachtfeld? Stehen dort polnische Geschütze hinter den gleichen Büschen versteckt, wo wir einst als Indianer und Trapper lagen, und stürmen jetzt deutsche Soldaten den langen Hang von Brynow her zum Hügel hinauf? Dort, wo ich so oft voll jugendlicher Fernsehnsucht ins Österreichische, ins Russische, hinüberträumte, das voll Geheimnis am Himmelsrande dämmerte? Wo die Birken standen, wo der Ginster blühte, wo sich versteckt zuweilen eine Walderdbeere fand, liegen in dieser Stunde dort Tote, stöhnen dort Verwundete?

Es war nicht so. Kattowitz wurde ohne schwere Kämpfe deutsch, und die Meldung im Rundfunk schien uns viel zu kalt, die Stimme der Zeitungen zu matt. Wir selber mußten besser Bescheid, welch Großes in so wunderbarer Schnelle geschehen war und immer noch geschah: »Unsere« Dörfer, »unsere« Städte kehrten wieder heim, es gab keine Grenze mehr.

Und ich dachte: »Ach, wer das jetzt miterlebt! Der deutsche Oberschlesier, der jetzt als deutscher Soldat die vertrauten Straßen seiner verloren gewesenen Stadt betritt! Der Deutsche in Oberschlesien, der siebzehn Jahre lang gewartet hat, und jetzt, jetzt sieht er die ersten deutschen Soldaten! Wer das jetzt miterleben kann!«

Es war mir nicht vergönnt, weder als Befreier noch als Befreiter erlebte ich das gewaltige Ereignis, aber ich glaube, daß ich es den

Glücklicheren nachfühlen kann, und ich beneide sie um das erschütterndste Erlebnis ihres Daseins.

Von da an war die Sehnsucht groß und steigerte sich mit jedem Tage: Jetzt hin! Jetzt die Stadt wiedersehen! Und eines Tages machte ich die kleine Fahrt von Breslau nach Kattowitz, die früher eine so große Reise war, weil sie früher über eine Grenze ging. Es war eine meiner schönsten Reisen, und von ihr will ich erzählen.

Im Gange des D-Zuges standen wir Leib an Leib, und die Waffen und die »Äffen« der vielen Soldaten erleichterten keineswegs den Verkehr, aber die Laune war glänzend. Ich ertappte mich bei dem unwiderstehlichen Gelüst, mit wildfremden Menschen zu plaudern und ihnen anzuvertrauen: »Ich fahre nach Oberschlesien, ich habe dort nämlich meine Jugend erlebt.« Aber ich fiel nicht etwa auf, sondern meine Mitfahrer schienen mir ganz ähnlich geartet, es war wie eine Trunkenheit, ja, es war ganz einfach so: Die Herzen waren übergelöst, also gingen die Mäuler über, und einige Frauen, die zu ihren Eltern wollten oder wenigstens zu deren wieder deutschgewordenen Gräbern, gingen auch die Augen über.

Als aber das wahre Oberschlesien begann, das mit den Gruben und Hütten, konnte ich nicht länger sprechen und lauschen. Ich stand am Fenster und schaute unerfättlich auf das Land hinaus, das nach den Gesetzen der Schönheitslehre möglicherweise nicht zu den schönsten gezählt wird, und das ich doch grenzenlos liebe. Ein niedriger, schwerer Himmel hockte über Halden und Häusern, aber ich brauchte keine Sonne, um glücklich zu sein, ich fuhr ins befreite, ins deutsche Oberschlesien, folglich war alles gut.

In Beuthen schon stieg ich aus, um bis Kattowitz mit der Straßenbahn zu fahren. Es war zwar ein Zeitverlust, aber ein Gewinn an Erlebnis, denn diese Straßenbahn fährt ja zwischen den Häusern, und man kann in die Fenster der Wohnungen schauen, man ist näher über der geliebten, schwarzen Erde, man ist sofort wieder »mitten« drin«. Die Einheimischen wittern sofort den Fremden und warten nur, bis er eine Frage stellt, ach, und dann sind sie wild in ihrem feurigen, freudigen Eifer, und einer zeigt einen polnischen Bunker, und der andere zeigt zusammengerollten Stacheldraht am Wege und der dritte eine Kirche, aus der geschossen wurde, und der vierte sagt: »Passen Sie auf! Jetzt, jetzt, das war das polnische Zollhaus! Sehen Sie bloß, alles kaputt!« Und dann: »Hier war die Grenze, aber jetzt ist ja keine mehr da!« Mit welchem Leuchten sagt er diese Worte! Nein, der braucht keine Dokumente, um zu beweisen, daß er ein Volksdeutscher ist. Wer so von innen her strahlen kann, weil es keine Grenze mehr gibt, da, wo es niemals eine geben durfte, der kann nur deutsch sein.

Wenn ich in diesem Augenblick umkehren müßte, die Reise hätte mir dennoch schon ein unaussprechlich großes Erlebnis beschert: Es gibt keine Grenze mehr zwischen deutsch und deutsch! Mich beriefeln die Schauer tiefster Erregung, ich möchte am liebsten heulen vor Glück. Ja, wenn ich jetzt umkehren müßte, ich vergäße diese Minute im ganzen Leben nicht.

Als ich in Kattowitz ausstieg, war es schon Abend, und es regnete, aber die elektrischen Bogenlampen brannten, und ich sah meine Stadt, ich sah sie wieder. Ganz langsam ging ich, obwohl mein Köfferchen leicht war, jede Straße, fast jedes Haus kannte ich. Sie waren nicht so schön, wie ich es mir vorgestellt hatte, aber auf geheimnisvolle Weise waren sie zugleich schöner als jemals zuvor. Es läßt sich nicht erklären, es war die Magie der Heimkehr.

Ich hatte Kattowitz während meiner polnischen Zeit dreimal besucht, also in siebzehn Jahren dreimal, und hatte dreimal die Stätten meiner Knaben- und Jünglingszeit wiedergesehen, dreimal die Ergriffenheit des Wiedererkennens gespürt, aber nun, beim vierten Besuch und zugleich dem ersten in der deutsch gewordenen Stadt, war es ein ganz anderes Wiedersehen.

Ich belog mich nicht; ich spürte durchaus noch einen Hauch der Fremdheit, wenn auch die Menschen fast allesamt deutsch sprachen, die Straßen- und Ladenschilder schon wieder deutsch waren und in manchem Schaufenster das umkränzte Bildnis des Führers stand. Diesen kaum benennbaren Hauch der Fremdheit spürte ich sehr wohl, aber ich fühlte trotzdem, daß eine tiefe, wesenhafte Verwandlung geschehen war, und durch sie wurde dies Wiedersehen so völlig anders.

Es war zuerst nur ein Wissen: Die Stadt ist wieder deutsch. Aber dies Wissen wurde im gleichen Augenblick zum überwältigenden Gefühl. Möge es verrückt oder übertrieben lyrisch klingen, es war wirklich so: Die Füße spürten mit Entzücken den alten Straßenboden, weil er wieder deutsch war, und mit dem Arm ein Haus zu streifen, war wie eine Zärtlichkeit. Wahrlich, Kattowitz bei Regenwetter ist nicht schön, aber ich weiß jetzt, daß es ein Unterschied ist, ob es so trübe auf eine polnische oder auf eine deutsche Stadt heruntertriefte. Es triefte auf ein deutsches Kattowitz herab. Genug für mich, um diesen Regen herrlich zu finden.

Noch in der Nacht, kurz nach 24 Uhr, als sich eben die Gaststätten leerten, ging ich wieder durch die Straßen. Bald waren alle Schritte,

alle Gespräche verstummt, und nun war ich mit der Stadt ganz allein. Es war wie das Alleinsein mit einer geliebten, verlorenen und wiedergefundenen Frau nach langer, trauriger Irrung.

Mit hochgeschlagenem Kragen, mit Händen in den Manteltaschen, wanderte ich selig summend durch die Straßen, die mir so ehrwürdig waren. Hier gab es damals noch keine »Verdunkelung«, ich sah alles Schöne, alles Häßliche deutlich genug.

Dreimal in polnischer Zeit hatte ich sie wiedergesehen, dreimal die Erinnerungen an die gleichen Menschen und die gleichen Erlebnisse gefühlt, aber nun war es ganz, ganz anders. Nun war es endlich wieder - richtig. Ich war daheim.

## DER GROSSE TRECK

Unten im San liegt zerfchmettert die von den Polen zerstörte große Straßenbrücke. Einige hundert Meter links davon spannen sich die unverlehrten, mächtigen Bogen der doppelseitigen Eisenbahnbrücke über den Fluß. Zur Sprengung waren die Polen nicht mehr gekommen. Hier rollen Tag für Tag die langen Öl-, Getreide- und Holzzüge aus Rußland herüber. Ausgezeichnetes Gasöl und Benzin enthalten diese riesigen 50 Tonnen fassenden Tankwagen aus Odessa.

Hier kommen auch die großen Eisenbahntransporte und die endlosen Trecks unserer rückwandernden deutschen Volksgenossen über die neue russische Grenze. Mitten auf der Brücke haben die Russen mit weißer Farbe an den Eisenträgern Striche gezogen. Das ist die Staatsgrenze.

Drüben geht eine Lokomotive. Langsam rollen 60 geschlossene Viehwagen an uns vorüber. Hinter den kleinen schmalen Öffnungen neugierige Augen mit Freudentränen. Hände winken. Dort flattert ein selbstgefertigtes Hakenkreuzfähnchen aus dem Guckloch. Wir gehen neben dem Wagen her. Draußen auf offener Strecke - der Bahnhof ist auf der russischen Seite - dort, wo der hohe Bahndamm im leisen Bogen sich um die Kasernen windet, hält der Zug. Die Schiebetüren werden aufgerissen und glückstrahlend drängen sich unsere Rückwanderer winkend und lachend in die breite Öffnung, lang und tief die deutsche Luft einatmend.

»Heil Hitler! Willkommen in Groß-Deutschland!« so flatterte es von Wagen zu Wagen. Männer, Frauen, Burschen und Mädchen springen herunter.

Das ist ein Händeschütteln!

Immer und immer wieder zieht es mich an den Grenzstrich, um als erster die Rückwanderer zu begrüßen. Was ist das für ein inneres Jubeln, was für ein beglückendes Gefühl, wenn sich aus den fremdartigen Pelzen deutsche Gesichter herauschälen, uns anstrahlen und uns mit klaren deutschen Worten begrüßen. Immer wieder rollt eine ungeheure Fülle von Bildern stärkster seelischer Prägung und großer malerischer Wirkung an uns vorüber. Wenn schon diese ungeheuer malerischen Seiten der Völkerwanderung jeden Künstler elektrifiziert hätten, so mußten die Erlebnisse tief innerlicher Natur, der unerschütterliche deutsche Glaube jeden Menschen begeistern.

Die Erkenntnis, daß diese Rückwanderer nicht etwa halbe Deutsche, sondern wertvolle deutsche Menschen sind, bestimmte mein Arbeitsprogramm.

Ich zeichne die 79 Jahre alte Bäuerin Rosine Launhardt. Sie ruft ihre fünfzigjährige Tochter, damit diese, da sie selbst ihre Brille verpackt hat, die nötigen Unterschriften unter ihr Bild setzt. Als dieses geschehen ist, frage ich nach den Ahnen. »Warten Sie, warten Sie!« ruft da die Tochter. Sie kramt in einem mächtigen Sach herum zwischen Betten und Decken. Ändächtig bringt sie ein Tuch. Sie schlägt es auseinander. Ein Buch liegt darin.

»Da lesen Sie selbst«, sagt sie.

Überrascht halte ich die Chronik des Dorfes Dornfeld in der Hand. Die Chronik ihrer Heimat. Beginnend mit dem Jahre 1786, als ihre

Vorfahren die Kolonie Dornfeld gründeten. Alle Dorfgenossen von den Gründern bis zum heutigen Tage sind darin vermerkt. Mit rastlosem Fleiß haben diese Deutschen aus den vorgefundenen Feldern voller Dornen ein blühendes, reiches Dorf gemacht, das Dorf Dornfeld. Die Dornfelder Bauern stehen um mich herum und strahlen mich an. Ergriffen reiche ich das Buch zurück.

»Sie haben da einen ganz großen Schatz«, sage ich. »Das wissen wir«, sagt die Alte voll Stolz. Ein Bauer meint: »Das ist wie eine Bibel.« »Nein«, sagt die fünfzigjährige Tochter, »das ist mehr als eine Bibel, das ist unsere Chronik.«

Unerfüllter Glaube an das eigene Volk, an Deutschland, war das, was aus der fünfzigjährigen Bäuerin sprach.

Abends stehe ich auf der Brücke. 32 Grad Kälte! Schon eine Stunde warten wir auf den angesagten Treck. Es wird immer kälter. Jetzt kommt Leben in den russischen Brückenkopf. Der Posten tritt zur Seite, das erste Gespann erscheint. Noch werden einige Formalitäten ausgetauscht. Und nun rollt es schrill knirschend über den vereisten Bohlenbelag der Brücke. Welche Freude jubelt uns aus den fremdartigen Pelzen entgegen. Wie kräftig sie uns die Hände schütteln, diese deutschen Bauern. Wie gut klingt ihre deutsche Sprache. Schon flattern hier und da Hakenkreuzfahnen unter den Wagendächern hervor. Fahnen ihrer großen Heimat. Man sieht es ihnen sofort an, mit welcher Freude, mit welcher Liebe die Hakenkreuze auf das rote Tuch genäht oder gestickt sind. Rote Tücher in allen Schattierungen sind benutzt worden. Dort hat einer wohl kein rotes Tuch beschaffen können, da hat er das schwarze Hakenkreuz einfach auf ein weißes Laken gestickt.

Neben mir steht der Bauer, Jakob Brennenstuhl aus Antomir, Bezirk Radziechow-Tarnopol. Am Vormittag hatte ich seinen prachtvollen Kopf, der wie ein alter Holzschnitt ausfiel, gezeichnet. Seine Frau mit den Mädels hat er schon mit der Bahn nach dem Lager bei Litzmannstadt vorausfahren lassen. Voll Stolz erzählt er von seinen zwei Söhnen, einem sechzehnjährigen und einem achtzehnjährigen, die beide mit je einem Wagen jetzt im Treck kommen. Acht Tage hat er sie nicht gesehen. Er hat keine Bange um seine Jungens. Strahlend, fest und sicher kommen nun diese zwei Bauernsöhne ihrem Vater entgegen.

Es gab eine kleine Stockung. Vor mir ein Achtzehnjähriger bei seinen Pferden. Er mußte sich vor Freude kaum zu fassen.

»Gehen Sie doch zu meinem Ohm, der mit seinem Wagen hinter unserem steht und sagen Sie ihm, daß er nun wirklich am San, im deutschen Gebiet ist. Er will es nicht glauben.«

Hart am weißen Grenzstrich stand wie ein riesiger Bär, in dicke Pelze gehüllt, ein großer Bauer. Seine Hand nehmend, sagte ich: »Herzlich willkommen in Großdeutschland! Sie sind nun wirklich bei uns daheim, und das da unten ist wirklich der Grenzfluß.« Da ging ein Ruck durch den Riesen, seine Fäuste umklammern meine Hände und drücken sie heftig. »Ich danke Ihnen, Heil Hitler!« In seinen Augen schimmerten Tränen.

Ununterbrochen rollt eine ungeheure Fülle von malerischen Motiven an uns vorüber. Viele handgewebte farbige Decken sind in hohem

Bogen über den Wagen gespannt. Dort hat einer einen alten Teppich verwendet. Zeltbahnen in alten Farben, Strohmatte, sogar mächtige, gebogene Sperrholzplatten überwölben den Wagen, der angefüllt ist mit uraltem Hausrat. Überall ist die große alte Truhe zu sehen. Einige mit schweren Eisenbeschlägen, andere farbig bemalt mit schönen deutschen Bauernblumen und Namen. Mit Seilen und Ketten sind sie fest verstaubt. Darüber oft die alte Wiege. Da ein Spinnrad, schwer gearbeitet mit vielen barocken Linien, gelb und rot bemalt. Hirschgeweihe als stolze Erinnerung an die Jagden in den Wäldern der Karpaten. Ab und zu eine offene Kiste, aus der eine Gans oder Hühner neugierig heraus schauen.

Ein solcher Treck von 500 Wagen hat eine Fahrlänge von ungefähr 16 bis 18 Kilometer. Täglich, d. h. Tag und Nacht, legt er 70 bis 80 Kilometer zurück. Mit großer Genugtuung erzählen die Bauern von den Erlebnissen auf der Fahrt. Wie die Kälte immer schlimmer wurde, wie sie in einer Nacht über 40 Grad stieg, wie die Lebensmittel so steinhart gefroren waren, daß man sie nicht essen konnte.

Bei der Abfahrt war der Abschied von den ukrainischen Nachbarn gut und herzlich. Als jedoch die anfassigen Juden die schwer beladenen Wagen und Schlitten fahen, haben sie gerufen: »Warum können die Daitfchen so viel mitnahmen? Die Daitfchen soll man so über die Grenze gehen lassen mit nichts. Die brauchen nichts mitzunehmen!«

Am 5. Januar sitze ich schon früh im großen Saale des Blockes I. Draußen an der Tür des Raumes steht mit Kreide angeschrieben »Josefow«. Dieses Dorf Josefow liegt in der Wojwodschafft Tarnopol, also mit in der östlichsten Ecke des verflorenen Polen. Die Bauern dieses Dorfes hatten ihre Äcker direkt an der rumänischen Grenze. Als ich den Männern all die Dörfer vor Tarnopol nenne, die ich im Weltkrieg 1916/17 kennengelernt habe, kommt Leben in ihren Kreis. Das bringt uns schnell näher. Während wir uns über ihre alte Heimat unterhalten, zeichne ich ein fünfzehnjähriges Mädels mit

schönen Zöpfen. Ihr schmaler Kopf zeigt edle Linien und ist umweht von jener Anmut, die niemals künstlich vorgetäuscht werden kann. Plötzlich klingt ein Lied auf, ein altes deutsches Volkslied. Es klingt so rein, so echt deutsch und doch wieder anders. Anders als es unsere Jugend im Reiche singt. Beglückt lausche ich. Da schwingt noch etwas anderes mit, etwas unsagbar Glückliches, Sehnsuchtsvolles. So kann nur deutsche Jugend singen, die zum ersten Male in Freiheit deutsche Lieder singen darf. Tief ergriffen stelle ich mich zu dem Kreis der Burfchen und Mädels. Die Alten in mächtigen Pelzen stehen darum und brummen ab und zu fröhlich mit. Aber auch Lieder des neuen Deutschlands werden mit derselben Begeisterung gefungen. Der junge Lehrer ist unermüdlich. Acht Tage lang war ihr Treck durch die endlosen Schneeflächen bei Sturm und Sonne, bei durchdringender Kälte gezogen. Gestern abend waren sie angekommen, heute noch ziehen sie weiter.

Mit gefüllter Studienmappe fahre ich nach Krakau zurück. Dort veranstaltete das Amt des Generalgouverneurs mit meinen Arbeiten in der Städtischen Kunsthalle die erste deutsche Kunstausstellung im ehemaligen Polen. Sie wurde nach Radom gebracht, um dort ebenfalls gezeigt zu werden. Auf dem Rücktransport lag sie tief eingeschneit 14 Tage lang auf der Landstraße zwischen Radom und Krakau. Inzwischen habe ich in den Auffangslagern von Litmannstadt meine Studien fortgesetzt und kehre nun mit über 200 Studien nach Deutschland zurück.

Unter dem Titel »Der große Treck« wurden die Arbeiten in Berlin im Haus der Kunst zu einer Ausstellung vereinigt, die künftighin auch durch Deutschland gehen soll, um den Volksgenossen zu beweisen, daß uns diese große Völkerwanderung wertvolles deutsches Volksgut gebracht hat.

Denselben Zweck soll auch mein Buch vom großen Treck erfüllen, welches der Verlag »Grenze und Ausland« in kurzer Zeit mit vielen farbigen großen Bildern herausbringt. Engelhardt Kyffhäuser.





KARL BLECHEN: WALDWEG BEI SPANDAU

## AUSSTELLUNG VON WERKEN C. D. FRIEDRICHS UND K. BLECHENS

Caspar David Friedrich (1774-1840) und Karl Blechen (1798-1840) im Museum der bildenden Künste in Breslau

Nachdem vor drei Jahren sieben Riesengebirgsbilder von C. D. Friedrich in unserer Riesengebirgsausstellung gezeigt wurden, kam es jetzt darauf an, Beispiele aus anderen Archivkreisen Friedrichs heranzuziehen. Als ein Frühwerk - bereits 1810 vom Preußischen Königshaus angekauft - erhebt sich in monumentalem Format die »Kirchenruine mit Friedhof« aus schwerem Nebel, rechts und links flankiert von den Silhouetten mächtiger alter Eichen. Es sind die Jugendeindrücke von der Ruine Eldena bei Greifswald, die umgeformt sind zu einer großen Ballade von der verklungenen Herrlichkeit vergangener Zeiten. Das zweite Erlebnis Friedrichs waren die Schiffe und das Meer. In der Ausstellung findet sich als frühe Arbeit der »Hafen von Greifswald«. Ein Abend- und ein Nebelbild zugleich, in dem sich die Umriffe des Stadtbildes aufs feinste abzeichnen und die Dinge zugleich eine dem Alltäglichen entrückte Bedeutung bekommen, »gleich einem verschleierte Mädchen«. Das Meer als ein Urbild der Natur hat Friedrich am intensivsten beschäftigt. Es war für ihn nicht denkbar ohne menschliche Beziehung: in zwei Mondscheinbildern ist es Gegenstand der Andacht und in dem Bild mit dem Wrack (f. Abb.) ist seine elementare Macht geschildert. Dieselben inneren Vorstellungen führen Friedrich ins Gebirge. Im »Watzmann« haben wir eine großartige - von Friedrich mit leiblichen Augen nie erblickte - Vision einer nie betretenen, ungekannten Urweltlandschaft. Neben

Ruinen, Bergen sind es alte, ehrwürdige Bäume, die demselben Vorstellungskreis Friedrichs entspringen. Der »einsame Baum« mit der blaugrauen Bergsilhouette ist ein Symbol für die Verbundenheit der menschlichen Seele mit der Natur.

Karl Blechen tat den entscheidenden Schritt zur eigenen Kunstform auf seiner Italienreise 1828/29. Licht und Farbe wurden für ihn zwei ganz neue Elemente in seiner Malkunst. Freilich, so lichterfüllte Bilder wie jenes mit dem Soracte und der Campagna sind nicht allzu häufig. Vielfach müssen noch schwere Schattensmassen den Bildaufbau gliedern. Aber die großartige »Villa d'Este« mit ihrer monumentalen Zypressenallee, die noch etwas Klassisches in dem symmetrisch ausgewogenen Aufbau hat, der »Park von Terni«, die »Schlucht von Amalfi« geben ganz deutlich Auskunft, wie in der Behandlung von Licht und Farbe als neuen selbständigen Faktoren Ansätze von großer geschichtlicher Bedeutung gemacht sind. Am eindrucksvollsten wird man hierüber von dem »Waldweg bei Spandau« belehrt. Mit der reichen Skala der Gelb-, Grün-, Blau- und Grautöne, dem zitternden Hin und Her des Lichtes, das hier noch mühsam durchbricht, ist Blechen der Vorfahre von Menzel und einer ganzen Generation der deutschen Freilichtmalerei.

Blechen erreicht also eine geschichtliche Bedeutung und Wirksamkeit, die Friedrich nicht vergönnt war. Friedrich sah sich schon zu seinen Lebzeiten verlassen, weil die Romantik als geistige Bewegung erlosch. Für den Betrachter bleiben diese Gegensätze letzten Endes gleichgültig. Denn beide, Friedrich und Blechen, sprechen in unverminderter Gegenwartswirkung zu uns. Licht und Farbe haben als malerische Werke ihre Bedeutung auch heute noch nicht verloren und Friedrichs romantische Kunst wird uns immer als eine Quelle der geistigen Kräfte unseres Volkstums erscheinen.

Cornelius Müller-Hoffstedt

# HANDWERKS- UND VOLKSKUNST

Zu dem umfassenden Programm des kulturellen Neuaufbaues in Schlesien, das die Provinzialverwaltung unter der tatkräftigen Führung von Landeshauptmann Adams seit Jahren in Angriff genommen hat, gehört auch die Pflege und Erhaltung des alten schlesischen Kunst- und Kulturgutes, die nicht nur in den ständigen Aufstellungen in Museen, sondern auch in Sonderschauen dieser Sammelstätten ihren Ausdruck findet. Eine solche Sonderausstellung, in der alte und neue Handwerks- und Volkskunst des schlesischen Grenzlandes nebeneinander gezeigt wurde, veranstaltete in der Zeit vom 26. Mai bis 30. Juni d. J. das Schlesische Grenzlandmuseum Beuthen als eines der Kulturinstitute der Provinzialverwaltung gemeinsam mit dem Museum der Stadt Teschen in dessen Räumen. Der unmittelbare Anlaß dazu war eine Reichsarbeitswoche für Volkstumsarbeit auf der Gauschulungsburg Butsche im Olsgebiet. Den Teilnehmern dieser Arbeitstagung wurde in dieser Schau die Möglichkeit geboten, durch eine zwar kleine aber kennzeichnende Auswahl von Spitzenleistungen eine Vorstellung von der Eigenart und dem Reichtum handwerklichen und volkstümlichen Kunstschaffens im Grenzlande zu bekommen und die Ergebnisse der Arbeitswoche durch unmittelbare Berührung mit dem Kunstwerk zu erweitern und zu vertiefen.

Zugleich aber hat mit dieser Ausstellung das Schlesische Grenzlandmuseum die besondere kulturpolitische Aufgabe, die ihm als der umfassendsten und größten Sammlung des Regierungsbezirks Kattowitz obliegt, übernommen, die einzelnen Museen und Sammlungen dieses Verwaltungsgebietes zu intensiver gemeinschaftlicher Arbeit zusammenzufassen. Die Wiedervereinigung uralten schlesischen Stammesgebietes mit dem übrigen Schlesien durch die Rückkehr Osterschlesiens und des Teschener Landes in das Reich legt hier die Verpflichtung auf, in den kulturellen und künstlerischen Leistungen der Vergangenheit die historische Einheit des gesamtschlesischen Raumes, die von Polen und Tschechen entgegen den historischen Tatsachen stets zu leugnen versucht wurde, sichtbar zu machen. Es ist daher geplant, künftig den Volksgenossen in wechselseitigen Gastausstellungen der einzelnen Sammlungen neben den bodenständigen Besonderheiten der verschiedenen Landschaften ganz besonders den gemeinsamen schlesischen Grundcharakter in den Werken der Kunst zum Erlebnis zu bringen.

Die Teschener Ausstellung bot als früheste Zeugen handwerklichen Schaffens auf schlesischem Boden Meisterleistungen der Illyrer, der rassenverwandten Vorläufer der Germanen in Schlesien, im Bronzezeitalter und in der Töpferei. Waffen, Geräte und Schmuck in Schmiedearbeit, dazu Erzeugnisse der Töpferkunst aus dem 3. Jahrh. n. Ztv. vermittelten eine Vorstellung von der hohen bäuerlichen Kultur der germanischen Siedler, die fast ein Jahrtausend auf schlesischer Scholle faßen. Den hohen Stand des nicht nur in Bunzlau, sondern auch im Grenzschlesien blühenden Töpferhandwerks verrieten Krüge und Schüsseln mit teils köstlicher grünlicher Glazur aus Teschen, teils leuchtend gelber aus der Gegend von Jablunkau aus dem 18. und 19. Jahrhundert. Die edelsten Erzeugnisse der oberschlesischen Fayence- und Steingutfabriken, Tafelgeschirr, Schmuckvasen, Dosen und Plastiken in spätbarocken und klassizistischen Formen aus Proskau, Glinitz, Ratibor und Tillowitz vervollständigten das Bild des heimatlichen keramischen Handwerks. Prachtvolle Schöpfungen der Silberschmiedekunst, die in Schlesien im 17. und 18. Jahrhundert hoch entwickelt war und besonders in Breslau und Neisse gepflegt wurde, waren in handwerklich gediegen gearbeitetem Schmuck aus Teschen (Miedererschließen, Hemdbroschen und Trachtengürteln des 17. bis 19. Jahrhunderts) zu bewundern. Im reizvollen Materialkontrast dazu stand der Eisenkunstguß der Gleiwitzer Hütte. Ziergerät in einfachen vornehmen Formen, gestochen scharfe Bildnis-

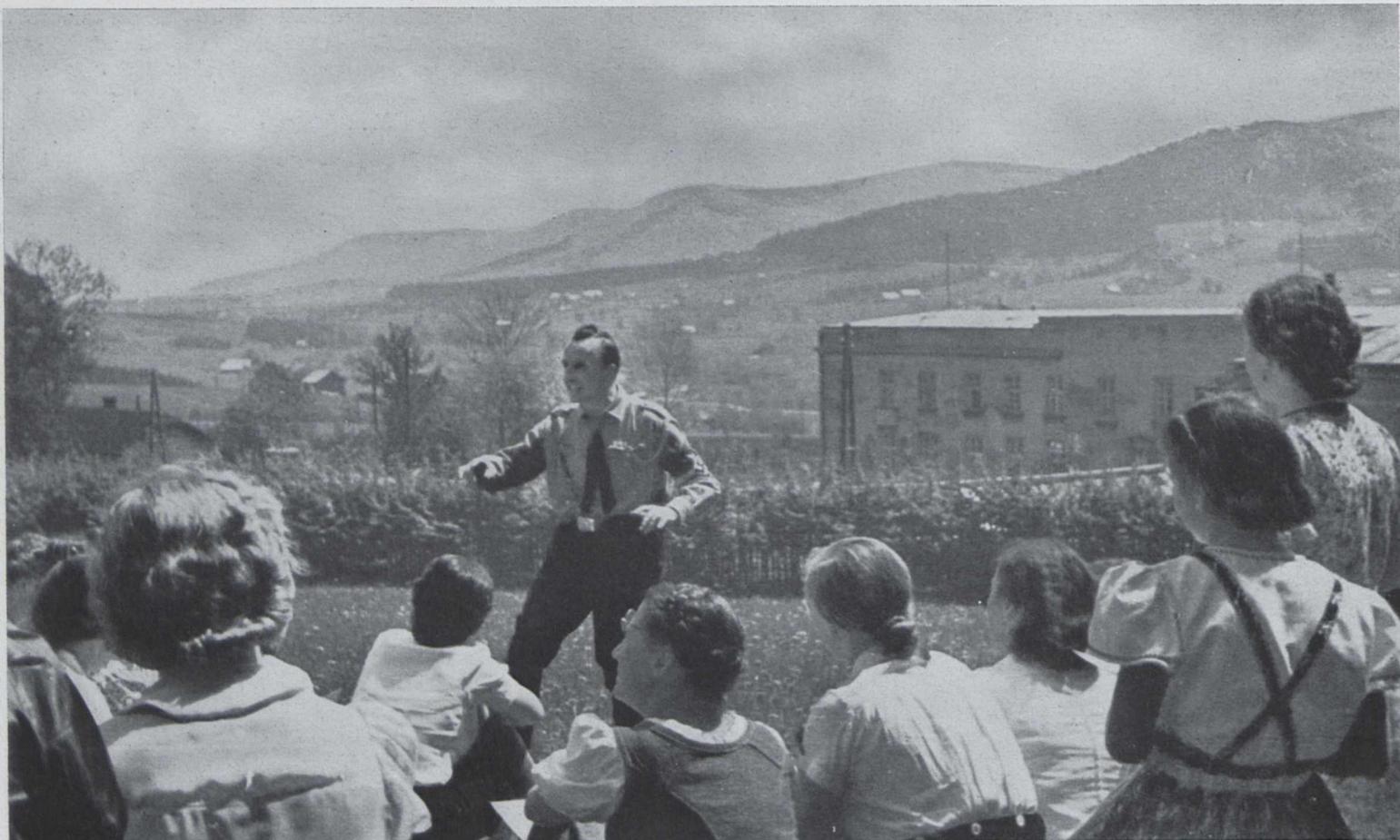
plaketten und filhouettenhaft feiner Schmuck aus der Zeit nach 1813 zeigten neben modernen Arbeiten die Eignung des heimischen Werkstoffes für künstlerische Gestaltung. Daß auch die dem oberschlesischen Boden entstammende Kohle dem Künstler ein willkommenes und dankbares Material ist, ließen die in der Beuthener Gagat-Werkstatt entstandenen Kleingeräte und Schmuckstücke erkennen, die zum Teil mit dem neuen Schmuckstein Ferrolith, einem Produkt der Eisenverhüttung, verarbeitet waren. In oberschlesischen und Teschener Krügen, Leuchtern und Tellern aus Zinnguß war auch dieser Zweig des schlesischen Kunsthandwerks vertreten.

Die Volkskunst des schlesischen Grenzlandes konnte man in ihrer bodenständigen Eigenart besonders an den ausgestellten Volkstrachten kennenlernen. Trotz formaler und motivlicher Einflüsse aus anderen Lebenskreisen wird hier in der Schönwälder, Rosberger und Teschener Tracht und in den Leobschützer und Neisser Hauben aus Tüll oder in Gold- und Silberstickerei, zum Teil mit dem uralten Motiv des Lebensbaumes, die hohe Eigenkultur des schlesischen Bauerntums sichtbar. Reiche Fantasie und sicheres Formgefühl sprach sich in den ohne Vorlage freihändig entstandenen Stickereien der Bäuerinnen in Schönwald bei Gleiwitz aus. Die reiche Ausgestaltung der Festtracht zeigten die Hauben der Braut- und Kränzeljungfern und die Sträuße für Hut und Rockauffschlag ihrer Partner aus Rosberg und Ratibor. Für die Brauchumsverankerung bäuerlicher Kunst waren die bunten Ostereier mit eingekrahten Ornamenten schöne Beispiele. Wie der schlesische Bauer sein Möbel- und Gebrauchsgeschäft zweckentsprechend und doch kunstvoll zugleich zu gestalten weiß, dafür zeugten eine bunt bemalte Truhe aus dem Teschener Lande, Spinnrockenständer mit Kerbschnitt aus Oppeln, Strohflechtarbeiten (Krug und Brotschüssel) aus Schönwald und originelle Kästchen und Dosen aus Wildgrund bei Neustadt, die mit geometrischen Mustern aus gefärbtem Stroh beklebt sind, eine Technik, die auch in der Teschener Gegend geübt wird.

Die Ausstellung in Teschen, deren hohe Besucherzahl das allseitige Bedürfnis nach solcher Sichtbarmachung der heimatlichen Kunst- und Kulturwerte erkennen ließ und damit die Richtigkeit des eingeschlagenen Weges musealer Tätigkeit bestätigt, wird im Herbst d. J. mit einer Teschener Sonderschau im Grenzlandmuseum Beuthen beantwortet werden.

Ernst Königler.





## Reichsarbeitswoche für Volkstumsarbeit

V O N W O L F G A N G F Ö R S T E R

Innerhalb des Reichtums ihrer Landschaft liegt im Olfagebiet, dem südöstlichsten Teil des gesamtschlesischen Raumes zwischen den Kreisstädten Bielitz und Teschen, die neue Gaufschulungsburg der NSDAP., Butsche. Von der Hauptfront des langgestreckten Gebäudes aus, das früher den polnischen Pfadfinderinnen als Schule diente, schweift der Blick in das sich weit öffnende Brennatal, hinter dem die sanft geschwungenen Linien der Beskiden den natürlichen Grenzwall ziehen. Aus nächster Nähe grüßen der Spitzberg, die Blatnia, die Rownica und die Czantory herüber, während hinten der Bergrücken der Barania die Sicht schließt. In dieser Umgebung wurde in den Tagen vom 19. bis 26. Mai unter Förderung der Provinzialverwaltung die erste Reichsarbeitswoche für praktische Volkstumsarbeit der NS.-Gemeinschaft »Kraft durch Freude«, Reichsamt »Feierabend«, in Verbindung mit der Gauverbandsleitung des Bundes Deutscher Osten Schlesiens, durchgeführt, zu der rund hundert Teilnehmer aus allen ober-schlesischen Kreisen einberufen waren.

Als erste Volkstumswoche im ostschlesischen Raum diente sie dem Ziel, alle geeigneten und willigen Kräfte für den aktiven volkstumsarbeitsmäßigen Einsatz zu schulen und daneben die volkspolitischen Probleme des deutschen Ostens aufzuzeigen. Neben Fei-ergestaltung, Erzählen als Volksbrauch, Singen, Musizieren, Volkstanz stand

besonders das Volkspiel, unter Einbeziehung des Handpuppenspiels und des Marionettentheaters, im Mittelpunkt.

So erarbeitete eine Gruppe das Feierpiel »Der Kommandant« von Erich Colberg) und erlebte dabei die erzieherische Kraft des dichterischen Wortes, während eine zweite an Hand des Märchen-spiels »Die natürliche Nachtigall« von Margarete Cordes) mit dem Beispiel einer Spielgattung vertraut gemacht wurde, die von der Mimik und Bewegung her ihren Ausgang nimmt und daraus einen gesellig-musikalischen Stil entwickelt. In einer dritten Gruppe wurden die Teilnehmer in die Aufgaben der Volksmusik eingeführt. Hier wurden im fröhlichen Morgensingen und in der täglichen Gemeinschaftsarbeit Lieder, Kantaten und Musizierstücke vermittelt, die für den praktischen Einsatz draußen geeignet sind. Ferner erlernten alle Teilnehmer eine Reihe von besonders einfachen und schönen Gemeinschaftstänzen, die einen Beitrag dazu geben, wie bei Dorf-gemeinschaftsabenden, Betriebsfesten und anderen Gelegenheiten getanzt werden soll. An zwei öffentlichen Volkstumsabenden, die innerhalb der Woche in Bielitz und Teschen durchgeführt wurden, hatten die Teilnehmer dann Gelegenheit, die erarbeiteten Spiele, Lieder, Tänze und Musiken anzuwenden.

Dieser rein praktischen Arbeit stellten sich die Sachgebiete zur Seite,

wobei stets ein grundlegender Kurzvortrag die jeweilige Veranstaltung unterbaute. Zu den Ausführungen von Direktor Kauder (Kattowitz) über die Aufgabe des Buches in der Volkstumsarbeit, unter besonderer Bedeutung des Heimatschrifttums, stand der Dichterabend mit dem Bielitzer Carl Hoinkes in innerer Beziehung, der Teile aus seinem so werkgetreuen Tuchmacherroman »Meister Andreas« und einzelne Gedichte las. Zum Referat von Dr. Förster (Breslau) über sinnvolle Feiertagsgestaltung stellte sich die Feierstunde, die das Lager am 21. Mai zum Gedenken der Erstürmung des Annaberges in der stimmungsvollen Halle der Gauschulungsburg durchführte, in der der Landeshauptmann von Schlesien, Adams, sprach. Dem Abend mit dem Dichter Martin Luférke aus Meldorf (Holstein), der in der schlichten Art des gefelligen Vortragens die Geschichte vom Männerweikampf aus dem Roman »Obadjah und die Z. K. 14« erzählte und darauf ein tolles Seemannsgarn spann, gingen theoretische Ausführungen über das mündliche Erzählen als einem wesentlichen Zweig der praktischen Volkstumsarbeit voraus. Der Mund Luférkes ist ohne Zweifel dazu berufen, das Erzählen wieder als Volksbrauch aufleben zu lassen, sind doch die meisten seiner Geschichten im mündlichen Bericht entstanden und erst später, nachdem sie lange Zeit in der Überlieferung von Mund zu Mund gelebt hatten, als Dichtung aufgeschrieben worden. Über das Handpuppenpiel in seiner politischen und künstlerischen Bedeutung berichtete der Oberbannführer Siegfried Raack von der Reichsjugendführung und brachte als Anschauung das Spiel »Vom Räuber Tichill auf der feuchten Insel« zur Darstellung, als Beispiel eines politischen Handpuppenspiels, das propagandistisch wirken will. Schließlich erlebte das Lager noch den einzigen künstlerisch hochstehenden Marionettenspieler Schlesiens, Martin Bergmann aus Grünberg, der das Spiel vom »Rumpelstilzchen« vorführte und vorauf seinen eigenen, oft dornenvollen Weg zum Berufsmarionettenspieler schilderte. An der Erhaltung dieser alten deutschen Volkskunst, die schon ein Heinrich von Kleist als höchste Anmut und Vollendung pries, wird uns besonders gelegen sein müssen. Den Beschluß der Kurzvorträge bildete das Referat von Professor Theilmann (Bunzlau) über die kunsthandwerklichen Bestrebungen in Schlesien.

Als Ergänzung dieser auf die praktische Arbeit ausgerichteten Schulung lief die eingangs erwähnte volkspolitische, die in großen Linien das Werden und die geschichtlichen Bedingtheiten des schlesischen Raumes aufzeigen sollte, um in der historischen Sicht die richtige politische Einstellung zu den volkstumsmäßigen Aufgaben der Gegenwart zu gewinnen. - Zu den Vorträgen von Direktor Pfützenreiter (Beuthen) über Kulturströme der Vor- und Frühzeit in Schlesien und von Universitätsprofessor Kuhn (Breslau) über »Deutsche Siedlungswellen im Osten« stellten sich die Ausführungen von Alfred Karafek (Wien), der den Gedanken der Kolonisation vom Stammesmäßigen aus weiter entwickelte und die Bedeutung der Bielitzer Sprachinsel behandelte. Professor Grundmann (Breslau) gab in einem Lichtbildervortrag über »Die deutschen Baudenkmäler in Oberschlesien« Einblick in die Architektur und Baugeschichte Schlesiens, während Dr. Pampuch (Breslau) auf die besondere Struktur des schwebenden Volkstums einging und die Lage der einzelnen Grenzkreise umriß.

Die Schulungswoche fand am Sonntag, dem 26. Mai, in Teschen ihren Abschluß, wo um 11 Uhr die Ausstellung »Handwerke« und Volkskunst des schlesischen Grenzlandes in Vergangenheit und Gegenwart« eröffnet wurde.

Zum letztenmal versammelten sich die Lagerteilnehmer um 12 Uhr zu einem offenen Singen auf dem Marktplatz in Teschen, zu dem sich außer der Bevölkerung die Hitler-Jugend zahlreich eingefunden hatte. Über der Reichsleistungswoche stand als Richtschnur das Wort Arbeit entsprechend den Forderungen, die bei der Eröffnungsfeier in Bielitz der Regierungspräsident von Kattowitz, Springorum, der Gauverbandsleiter des Bundes Deutscher Osten, Hartlieb, und der Gauwart von »Kraft durch Freude«, Landesrat Käte, gestellt hatten. Wenn darüber hinaus niemals Fröhlichkeit und innere Bereitschaft fehlten, so mag das als Beweis für die innerliche Verbundenheit des Kreises von Männern und Frauen gelten, der diese Arbeit leistet, weil er ihr Ziel als eine der vordringlichsten politischen Aufgaben des schlesischen Raumes erkannt hat.

## WIEDERAUFRICHTUNG DES REDEN-DENKMALS IN KÖNIGSHÜTTE

Am 29. August 1853 war in Königshütte ein Denkmal für den Grafen von Reden im Beisein König Friedrich Wilhelms IV. eingeweiht worden. Die Schaffung dieses Denkmals war von dem Gedanken getragen, dem Schöpfer des ober-schlesischen Bergbaues und dem Begründer der ober-schlesischen Industrie- und Hüttenwerke für alle Zeiten ein bleibendes Gedächtnis im Herzen des ober-schlesischen Volkes und inmitten der weiten ober-schlesischen Industrielandschaft zu bewahren. 1939 stürzten Polen in blindem Haß die bronzene Figur von ihrem Marmorsockel, um damit symbolisch die Vernichtung der deutschen Kulturleistung zum Ausdruck zu bringen. Nach der Befreiung Oberschlesiens lag es nahe, dieses Denkmal als Symbol der deutschen Kraftanstrengung des Geistes und der Faust wieder aufzurichten, und zugleich mit dieser Aufrichtung das beste Werk des in Königshütte geborenen Bildhauers Theodor Kalide wieder herzustellen. Nach dem Entwurf des geborenen Königshütter Malers Johann Drobeck wurde der Sockel in Gaubüttelbrunner Mulchelhalk durch die Firma Zeidler & Wimmel, Bunzlau, neu gearbeitet und beschriftet, da der alte Marmorsockel nicht mehr verwendbar war. Die Bronzefigur, deren Kopf abgebrochen, aber erhalten geblieben war, wurde durch die Preussische Bergwerks- und Hütten-A.-G., Kunstgießerei Gleiwitz, wieder hergestellt. Die Zusammenfügung der Teile, Nachmodellierung fehlender Stücke und Neuguß derselben, sowie die gefamte Verfestigung und Überarbeitung lagen in den Händen des Bildhauers Peter Lipp und des Kunstgießers meisters Lehmann.

Die Anregung zur Wiederaufstellung des Denkmals ging vom Provinzialkonservator Prof. Dr. Grundmann in Breslau aus, der kommissarisch die Kunstdenkmäler des Regierungsbezirks Kattowitz betreut. Jedoch nicht nur von Amte wegen, sondern auch aus einer ganz persönlichen Anteilnahme heraus, setzte sich Prof. Grundmann für die Vervirklichung dieses Planes ein, war doch sein Urgroßvater, der Geheime Kommissionsrat Friedrich Wilhelm Grundmann in Kattowitz, einst der Vorsitzende des Denkmalkomitees, der auch 1853 die Weiherede hielt. Der Oberbürgermeister der Stadt Königshütte griff den Gedanken bereitwilligst auf und mit Unterstützung des Oberpräsidenten und Gauleiters wurde es möglich, daß die Wirtschaftskammer Schlesiens den für die Wiederaufrichtung erforderlichen Geldbetrag als ein Geschenk der im Altreich befindlichen schlesischen Industrierwerke stiftete.

So wurde im Laufe des Winters und Frühjahres 1940 das Werk vollendet, dessen Einweihung am 7. Juli 1940, vier Tage nach dem 125. Todestage des Grafen von Reden, im Beisein des Gauleiter-Stellvertreters, der Spitzen von Partei und Staat, Nachkommen der Familie von Reden und der ganzen werktätigen Bevölkerung von Königshütte und Umgebung erfolgte. Ein strahlender Sommertag lag über dem ober-schlesischen Land, als Kreisleiter Schneider die Begrüßungsworte sprach, Prof. Grundmann das Verdienst des Grafen von Reden um Oberschlesien würdigte, Oberbürgermeister Schroeter das Denkmal in die Obhut der Stadt übernahm, worauf Gauleiter-Stellvertreter Bracht die Grüße des verhinderten Reichsorganisationsleiters Dr. Ley überbrachte und in der Gestalt des Grafen von Reden die Verpflichtung zur Arbeit als Dienst am Werk des Führers feierte.

Nun schaut das Denkmal wiederum von seinem alten Standort über das Land und erneut gelten die Worte, die 1853 Friedrich Wilhelm Grundmann sagte: »Tausend Zeichen rings am Horizonte verkünden heut Graf Redens Namen. Er wird fortleben immerdar in Schlesiens schönen Fluren, im Schacht der Berge, im Herzen aller Berg- und Hüttenleute.«

## MUSIK

Mit dem Juni ging die Opernspielzeit 1939/40 zu Ende. Es war kein müdes Abklingen, sondern ein straffes Durchhalten des Arbeitstempes bis zum Schluß. Oper sowohl wie Operette brachten sogar noch je eine Neueinstudierung heraus. In der Oper gedachte man Siegfried Wagners, dessen Todestag Anfang August dieses Jahres zum zehnten Male wiederkehrt, indem man nach jahrzehntelanger Pause wieder einmal sein erstes Bühnenwerk »Der Bärenhäuter« aufführte. Siegfried entzieht sich hier wie in seinen weiteren Opern der Gefahr, vom Schatten seines großen Vaters verdunkelt zu werden, dadurch, daß er sich auf eine ganz andere Ebene stellt, nämlich auf den Boden schlichter deutscher Volkstümlichkeit mit ihrer Märchenpoesie. Hier gibt er sich natürlich, gemütsinnig und humorvoll. Seine Musik ist von ungesuchter Melodiefreudigkeit und sattem Wohlklang erfüllt, freilich mehr lyrisch breit als dramatisch gespannt, dabei im Orchesterfaß farbig und durchsichtig. Unter Carl Schmidt-Beldens liebevoll eindringender Leitung entfaltete sie sich in lebendiger Frische. Die bildnerischen Visionen Prof. Hans Wildermanns zeitigten ebenso liebliche Landschaftsanblicke wie ein grotesk-phantaftisches Hölleninneres. Der Spielleiter Heinz Rückert sorgte für größtmögliche szenische Wirksamkeit, und eine stattliche

Reihe von Künstlern, an ihrer Spitze Ohlhaw als natv herzlicher Bärenhäuter, Kunz als launiger Teufel, Hahnenfurth als würdiger Fremder (Petrus) und Charlotte Kraus als anmutige Luise, war mit Hingabe um eine hochwertige Wiedergabe des Werkes bemüht.

Eine reizende Auffrischung hatte Walter Kollos Operette »Drei alte Schachteln« durch Hans Herbert Pudor erfahren. Die nette kleine Geschichte von dem jungen Paar, das sich keine gegenseitige Liebe nicht zu gestehen wagt, nach zehn Jahren aber auf Umwegen doch zueinander findet, hineingestellt in eine romantische, wenn auch etikettensteife Umwelt (Potsdam, Anfang des vorigen Jahrhunderts), verbrämt mit manchem amüfanten Drum und Dran und belebt von hübscher, flotter, unter Dr. Herbert Lindner beschwingt aufklingender Musik, bereitete einen unangestrengt angenehmen Abend. In Spiel und Gesang sehr gewinnend waren Herma Kaltners Charlotte, Käthe Koenigs Urfula und Karl-Heinz Graumanns Referendar, späterer Hauptmann, höchst ergötlich daneben in ihrer drastischen Komik Hedwig Gräfners Köchin und Pudor als ihr Schatz in der Sergeanten-Uniform der Zeit.

Die letzte »Tosca«-Aufführung erhielt durch die Mitwirkung von vier bulgarischen Künstlern eine besondere Note. Die Auffassung der Gäste lief bei aller starken und echten Temperamentsentfaltung weniger auf ein reißerisches Brio als auf eine geschmackvoll abgewogene Gestaltung hinaus. Der Dirigent Assen Naidenoff hielt das Orchester feinfühlig in angemessenem dynamischem Verhältnis



### Wer Wäsche wünscht -

wünscht Wäsche von uns! - Sommerlich duftige Farben, poröse, zarte Gewebe, günstige Preise! Das alles spricht für einen guten Wäscheauf bei

### Nette Blusen u. Pullover

Wenn Sie zum Sommer so etwas Festes brauchen, sich auch jetzt »vernünftig« kleiden möchten, dann einen Pullover, eine Bluse ganz preiswert von



# Gebr. Erüütner



Breslau-Ring 41  
Ecke Albrechtstraße

Begründet im Jahre 1773 / Ältestes schlesisches Sachgeschäft in Woll- und Strickwaren



Brillant-Schmuck  
Perlen - Goldschmuck  
Echtes Silber - Gute Uhren  
empfiehlt in großer Auswahl

*Juwelier Hillmann*  
*Breslau*  
*Ohlauer Straße 1*



*Juwelier Hillmann*  
*Breslau*  
*Ohlauer Straße 1*



kauft ständig  
hochwertige Schmuckstücke  
mit Brillanten, Perlen, bunten Edelsteinen  
Silbergegenstände - Gold  
Altes Silbergeld

40/50431

zu den Singstimmen. Katje Spiridonova veredelte durch ihre vollendet schöne musikalische und darstellerische Kunst die Titelpartie, Ljuben Mintschoff stattete die Gefänge des Cavardossi mit lyrischem Schmelz und tenoralem Hochglanz aus und Sabi Sabeff, stimmlich schwächer, gab der abstoßenden Figur des Scarpia glaubhafte Umrisse.

Mit Abschluß der Spielzeit verabschiedeten sich Elisabeth Weißbach in »Rigoletto«, Margarete Kalz und Paul Schmidtmann im »Waffenschmied« und Rita Weife in der einzigen »Butterfly«-Aufführung des abgelaufenen Spielplans am Schlußtage.

Die Schlesische Philharmonie wartete im Juni noch mit einem sehr stark beachteten Kammermusikabend des Schlesischen Streichquartetts und einem von Philipp Wüst geleiteten entzückenden Serenadenabend im Schloß, der des Andranges wegen sogar wiederholt werden mußte, auf. Die Kammermusik stand ausschließlich im Zeichen Beethovens und brachte als Seltenheit das B-dur-Quartett op. 130 mit der ursprünglich als Finale geschriebenen großen Fuge. Wagemut und Können der Spieler verdienten restlose Anerkennung. Die Schlesische Landesmusikschule (Leitung Prof. Heinrich Boell) gewährte in drei außerordentlich gut besuchten Semesterabschlußkonzerten mit überwiegend vortrefflichen solistischen, kompositorischen, orchestralen und chorischen Leistungen einen sehr günstigen Einblick in die fruchtbringende Arbeit der Anstalt.

Auch in der sommerlichen Ferienzeit wird Breslau nicht ganz ohne Konzerte sein. Bereits am letzten Juni Sonntag öffneten sich die Pforten der Jahrhunderthalle zum ersten der nun wieder in regelmäßiger Folge stattfindenden Orgelkonzerte, die sich ein großes Verdienst um die Pflege der musica sacra erwerben.

Wilhelm Sträubler.

\*

**SCHRIFTTUM**

Erwin Peter Close: Mathes und Johanna, Roman. Adam-Kraft-Verlag, Karlsbad-Drahowitz.

Der neue Roman Close's ist das Lied der Treue zur heimatlichen Erde, zu der Mathes, der Bauer, nach einem langen Irrwege in die Stadt zurückfindet. Close gestaltet dieses Problem in eigener Auffassung, und vor allem in eigener, dichterischer Sprache. Darum allein schon ist diesem Buch der Heimkehr weiteste Verbreitung zu wünschen.

Werner Steinberg.

**SCHLESISIEN - deine Heimat**  
**SCHLESISIEN - deine Heimatzeitschrift**

Wer *Breslau* besucht  
besuche auch



Der Herrenausstatter

Damen- u. Herrenmodewaren

Schweidnitzer Str. 43a  
(Ecke Hummerei)

Ohlauer Straße 58  
(an der Poststraße)

*Für den Herrn:*

- Fesche Mäntel
- Saccos und Hosen
- Wiener Hüte und Krawatten
- Bielefelder Oberhemden
- Hausmäntel
- Rauchjacken
- Handschuhe

*Für die Dame:*

- Schicke Strickkleider und -jacken
- Blusen und Pullover
- Seidenwäsche
- Strümpfe und Handschuhe
- Morgenmäntel
- Modische Neuheiten



**Neue Freianlagen**  
**im Breslauer ZOO**

**Jeden Dienstag, Donnerstag und Sonntag: Billiger Tag!**



## Büro-Bedarfsges. Breslau Inhaber Arnold von Kondratowicz

Telefon: Sammel-Nr. 572 41 - Über 1000 qm Ausstellungs- und Lagerräume

Wir liefern:

Schreibmaschinen  
Buchungsmaschinen  
Additionsmaschinen

Rechenmaschinen  
Adressiermaschinen  
Werbebriefdrucker

Vervielfältiger  
Registrierkassen  
Buchhaltungen

Karteln  
Registaturen  
Drucksachen

Feine Briefpapiere  
Füllhalter  
usw.

Tauentzienstraße 53

### THEATER

Mit der packenden Neuinszenierung von Shakespeares Trauerspiel »Romeo und Julia« beschloß das Breslauer Schauspielhaus die Spielzeit 1939/40, die uns trotz des Krieges manche erhebende Aufführung beschert hat.

Die Liebesdichtung des jungen Shakespeare hat in der Weltliteratur nicht ihresgleichen. »Romeo und Julia« ist ein großartiges Gemälde der Gegensätze: von Liebe und Haß, von jauchzender Glückseligkeit und ahnungsvollen Ängsten, von Festestrubel und dunklen Totenkammern. Unvergänglich und ergreifend hat der Dichter das Schicksal der beiden Liebenden gestaltet, die von der Urgewalt der Liebe zusammengeführt werden, um dann am Haß ihrer Geschlechter zu zerbrechen.

Man ließ sich auch bei dieser Neuinszenierung wieder einfangen von der Tiefe Shakespearescher Worte und Gedanken, ließ sich tragen von der wilden Flut des tragischen Geschehens auf der Bühne. Oberspielleiter Kurt Hoffmann hatte das Werk geschickt und, vom künstlerischen Standpunkt aus gesehen, recht interessant inszeniert. Die Kontraste und Stimmungen waren prächtig herausgearbeitet. Die Bühnenbilder Lothar Baumgartens von der farbigen Welt der italienischen Renaissance unterstrichen das Erlebnis dieser vortrefflichen Aufführung.

Dabei war es gar nicht so einfach, für die Titelrollen die passenden Darsteller zu finden. Kurt Hoffmann unternahm das Wagnis, Lilly Lessing aus München, die gerade erst zur Schauspielerin herangereift ist, und Wilfried Herz, den jugendlichen Helden unseres Schauspielhauses, mit den Rollen der Julia und des Romeo zu betrauen. Dieser Versuch ist gelungen. Lilly Lessing entzückte durch ihr fanftes, anmutiges Spiel und Wilfried Herz zeigte sich einmal mehr als der begabte sympathische Darsteller, als den wir ihn kennen. Sein Spiel würde allerdings noch reifer und überzeugender wirken, wenn er hier und da sein allzu stürmisches Temperament etwas zügeln würde. Aus der großen Zahl der übrigen Darsteller, die sich fast ohne Ausnahme dem Gesamtrahmen gut einfügten, seien noch Käthe Habel-Reimers, Stefan Dahlen, Werner Jantfch, Hanns Kurth, Erwin Linder und Otto Niffel besonders hervorgehoben.

Der Beifall war überaus herzlich.

Herbert Lindner.

### SCHLESIEN, ZEITSCHRIFT FÜR DEN GESAMTSCHLESISCHEN RAUM

Verantwortlich für den gesamten Inhalt: Karl Heinz Kreusel. Verlag: Gauverlag-NS-Schlesien G. m. b. H., Breslau 5. Druck: NS-Druckerei, Breslau 5. Manuskripte und Besprechungsexemplare sind nur zu senden an die Schriftleitung Breslau 2, Gartenstraße 74, im Landeshaus. Für unverlangt eingelangte Manuskripte und Lichtbilder übernimmt der Verlag keine Haftung.

Bezugspreis: Vierteljährlich 2,- RM. zuzüglich 4 Rpf. Bestellgeld. Einzelheft 1,- RM. Bestellungen können bei jeder Buchhandlung sowie bei jeder Postanstalt aufgegeben werden, oder auch direkt beim Verlag Breslau 5, am Sonnenplatz (Postcheckkonto Breslau 74 822, Fernruf 525 51 und 525 55). Anzeigenpreise (nur Seitenteile) nach Preisliste Nr. 1. Verantwortlicher Anzeigenleiter: i. V. Werner Steinberg, Breslau.

Rehe von Münch-Khe



Rosen  thale

WELTMARKE  
DES PORZELLANS

WW

Durch  
Kleidsamkeit  
beliebt  
sind



Fliese  
Inh.: H. & R. Komraus

Breslau 5 - Neue Schweidnitzer Straße 15  
Das Fachgeschäft für schöne Damenhüte  
Zahlungserleichterung durch Kunden-Kredit



Geschw. **Hoeniger**

BRESLAU 13, STRASSE DER SA. 10

Wer sein Büro gut eingerichtet, hat nie auf „Hoeniger“ verzichtet . . . !

**Büromöbel  
Büromaschinen  
Bürobedarf**

*Huthmacher*

die  
führenden Konditoreien!

Erstklassige preiswerte Erzeugnisse  
Elegante behagliche Räume

Breslau

Straße der SA. 12 — Schweidnitzer Straße 53  
Fernruf: Sammelnr. 39444

Buchhandlung

**P. Schweitzer Nachf. Beyer & Soblik**

Breslau 5, Tauentzienplatz 9

Großes Lager in Büchern aus allen Zweigen der Literatur  
Karten der Landesaufnahme — Postkarten

**Schönhals**

Breslau 1 • Reufchestr. 51 • Tel. 56844

**Klischees**

**VEDÄG**

Vereinigte Dachpappenfabriken

Aktien-Gesellschaft

Breslau 1, Elterplatz 1a

Liefert:

Bitumen-Emulsion »Webas«

Hollernanstriche Emailit

Carbolineum

führt aus:

Grundwasserdichtungen

Hollernungen gegen Feuchtigkeit

hartgußalphalt



Fachgeschäft für Mal- und Zeichengerätschaften  
Breslau 1, Taschenstraße 29-31 • Fernruf 54682

*Wenn in Breslau*

Dann besuchen Sie die „Drei von Frank“

1. Die große Schöne, Ring 19

2. Die kleine feine, Ring 46

3. Die alte Bekannte, Blücherplatz 12

im Rembergshof

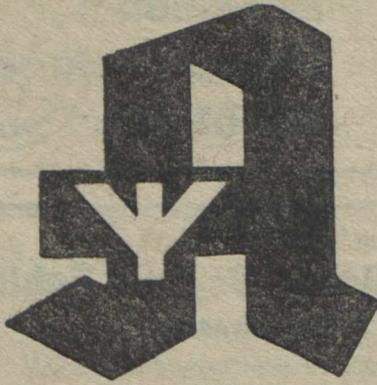
**Konditorei Frank**



Besucht die schöne **Blücherstadt Kanth**

Direkt an der Autobahn-Ein- und Ausfahrt gelegen

in Schlesien



Das Zeichen der Deutschen Apotheke

Fleiß und Arbeit, Treue und Zuverlässigkeit  
begründeten und erhalten das Vertrauen zur  
**Deutschen Apotheke**

### **Rich. Kiefer & Co.**

Reuschesstr. 2, Laden und 1. Stock / Ruf 26241  
Bürobedarf / Papier- und Schreibwarenhandlung  
Büromöbel aus Stahl und Holz, Schreibmaschinen



**Seidel & Pohl**  
BRESLAU  
Schweidnitzer Str. 27 gegenüber der Oper  
Maß-Schneider + Herrenausstatter

## CONTINENTAL- BÜROMASCHINEN

zum Schreiben, Rechnen und Buchen

Hauptvertrieb:

### **Siegfried Schultze**

Breslau 5, Neue Schweidnitzer Straße 4



RESTAURANT  
**Schloss-Café**  
Schweidnitzer Straße gegenüber Stadttheater  
Inh.: Karl Obermair, langjähr. Pächter des Kurhauses Bad Reinerz

empfiehlt seine be-  
haglichen Räume für  
Familien- und  
Sportlerkreise.  
Anerkannt  
gute Küche.



**Köhler & Lorenz**  
BRESLAU 1 • KÜPERSCHMIEDSTR. 31 • RUF: 51424

### Verchromte Stahlrohr-Möbel

Einfache und eleganteste Ausführung  
Kompl. Bridge-Garnit., Chrom-Couches,  
Sessel, Teewagen, Betten u. Kinderbetten



Rein-Messing-  
Betten

**Bierz & Olowinsky Nachf.**  
JNH. DIBE. KFM. EGON VOLLESFEDT  
• BRESLAU - HERRENSTR. 31. am Bücherplatz •

Ständig eine große Schau  
in meinen renov. Laden-Räumen!

### Polstermöbel

Einzel- u. Geschenkmöbel

In reichster Auswahl



### Möbel-Feige - Neumarkt 17

Fernsprecher Nr. 20323



## Riegner & Hirschmann

Vertriebsstelle für Modelle des Amtes „Schönheit der Arbeit“  
Breslau 1, Ring 29, Eingang Ohlauer Straße, Ruf 23431

Möbel für Büros, Kantinen, Gefolgschaftsräume, Porzellan, Bunzlauer Brauzeug,  
Bestecks, Beleuchtungskörper aus Holz u. a. m.

